

Karl A. Krug

Splitter, Angst und Hunger



Zwanzig Jahre zu früh geboren



Krug – Eigenverlag Köln

Am 9. Januar 1934 erblickte Karl A. Krug in Hausach im Kinzigtal das Licht der Welt und lebt seit 1962 mit seiner Frau Annie in Köln am Rhein.



Die Erlebnisse in der Kriegs- und Nachkriegszeit von 1941 bis 1948 eines Jungen namens Werner alias Karl A. Krug zeigen, wie wichtig es damals war, sich selbst zu helfen und Möglichkeiten zum Überleben zu suchen.

Die Geschichte enthält wahre Begebenheiten, die sich überwiegend in Mittelbaden im Dorf Kork bei Kehl im Hanauerland und in der Stadt Hausach im Kinzigtal ereigneten.

Die Erlebnisse könnten jedoch in jedem deutschen Ort auf gleiche oder ähnliche Weise stattgefunden haben.

In dieser erweiterten Auflage hat der Verfasser die vor etwa neun Jahren geschriebene Erzählung mit einem Rückblick auf den technologischen Zustand und die Moral in der Zeit bis 1941 sowie mit einem „gewagten“ Ausblick in die Zukunft ergänzt. Damit kann der Leser auch selbst Vergleiche zu seiner eigenen Erfahrung anstellen.

ISBN xxx-x-xx-xxxxxx-x (wird beantragt)

Karl A. Krug

Splitter, Angst und Hunger
Zwanzig Jahre zu früh geboren

Meiner Frau Annie gewidmet.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Krug, Karl A.:

Splitter Angst und Hunger

– Zwanzig Jahre zu früh geboren -

Karl A. Krug – Köln, Eigenverlag, 2014

(erweiterte Auflage)

ISBN xxx-x-xx-xxxxxx-x (wird beantragt)

Copyright © 2014

K.A. Krug Eigenverlag, Köln

Konzeption

Karl A. Krug, Köln

Gestaltung, Satz und Reproduktion

Dipl.-Ing. Klaus Steiner, Troisdorf

*Immer tiefer fällt ein Feuer,
dunkler Rauch erfüllt die Luft,
wie ein rotes Ungeheuer
fällt die Sonne in die Gruft.*

*Zeigt uns noch bei ihrem Tod
ihr Lebenswerk im Farbenkleid
und gibt uns so im Abendrot
Erkenntnis um Vergänglichkeit.*

Die Erfahrungen in meiner Kindheit haben mir
geholfen, die Probleme im späteren Leben bes-
ser zu gewichten.

Karl A. Krug

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung

Die Jahre 1934 - 1941

II. Kriegs- und Nachkriegsjahre bis 1948

1. Umzug
2. Granatsplitter
3. Flugzeugabschuss
4. Hugo Nathan
5. Onkel Alois
6. Willi Hase und Jörg Herz
7. Der Großvater
8. Kellerleben
9. Widerstand
10. Flucht
11. Jagdbomberangriff
12. Kriegsende
13. Besatzungszeit
14. Nachkriegszeit
15. Neubeginn
16. Zusammenfassung

III. Die Jahre danach

I. Einleitung

Die Jahre 1934 - 1941

Vor neun Jahren habe ich zum ersten Mal von meiner Jugendzeit erzählen können. Heute will ich der damaligen Erzählung ein „neues Kleid“ anziehen, um auch den Alltag mit seinem technischen und moralischen Stand der Vor- und Nachkriegszeit mit einzubinden.

Bevor ich in eine Zeitspanne meines Lebens mit „Splitter, Angst und Hunger“ in der Kriegs- und Nachkriegszeit von 1941 - 1948 im „Kern dieses Buches“ im einzelnen zurückblicke, möchte ich auch von meinen ersten Erlebnissen bis zum Beginn der Erzählung im Jahre 1941 berichten, um zu zeigen, wie sich vieles seit damals in der Welt verändert hat.

Dabei kann ich mich an mein erstes Erwachen des Bewusstseins nur verschwommen erinnern.

Ich muss von Geburt an sensibel und ängstlich gewesen sein, weil ich über-

wiegend emotionale Erinnerungen habe. Ich hatte Angst vor dem Nikolaus, Angst, wenn meine geliebte Mutter zu lange wegblieb und war tief enttäuscht, als ich meinen „Schnuller“ verloren hatte.

Das Kindergebet wurde immer mehr zum „Kleiderbügel“, an dem ich vieles aufhängen konnte was mir Angst und Sorgen machte.

Es gab damals einen Nachttopf in meinem Schlafzimmer, den ich gerne benutzte, weil ich ,Angst hatte, über den dunklen Flur zum Plumpsklo zu laufen.

Das Aufblicken zu den „fehlerlosen“ Erwachsenen, ihre wohlwollenden Worte, ihre Ermahnungen zu meinen Fehlritten gaben mir die Grenzen vor, die meine „Kinderwelt“ absicherten.

Die Gespräche meiner Eltern über alltägliche Dinge, denen ich in einer kleinen Küche lauschen konnte, waren die ersten Informationen die mir zu Ohren kamen, bevor ich als etwa drei Jähriger auf der

Straße vor unserer Wohnung spielen durfte.

Dort lernte ich auch den Umgang mit einem kleinen Gummiball. Er wurde für mich schon früh zu einem beliebten Spielkamerad, der nicht nachtragend war und immer wieder zu mir zurückkam, auch wenn ich ihn mit Gewalt an eine Hauswand warf.

Wenn ich erkältet war, steckte mich meine Mutter ins Bett, gab mir heißen Fließtee und deckte mich mit einer dicken Wolldecke zu, damit ich ins Schwitzen kam. Penicillin oder andere chemische Mittel gegen Erkältungen oder Infektionen gab es noch nicht.

Über kleine Fleischwunden wurde gepinkelt oder größere Hautverletzungen wurden mit Zwetschgenschnaps desinfiziert, den mein Vater angeblich für Halsschmerzen stets im Haus hatte.

Ich spielte gerne im Dreck, machte kleine Hügel mit Schlamm und wurde auch

nicht gerügt, wenn ich mit verschmutzten Händen nach Hause kam. Man war sich sicher, dass Dreck die Kinder abhärtet und gegenüber Krankheitserreger immun macht.

Soweit ich mich erinnere, nahm selbst meine noch im Haus lebende Oma zur Regulierung ihrer Verdauung öfters einen Löffel mit gereinigtem „Dreck“ aus einer Packung.

Detaillierter medizinischer Fortschritt war begrenzt und Erfahrungen waren traditionsgemäß die beste Medizin.

Es gab für Bauchweh Kamillen- oder Pfefferminztee und ich musste tüchtig essen, um groß zu werden. Dass Spinat gesund sein sollte, konnte ich nicht verstehen.

Kindernahrung mit verfeinertem süßem Geschmack gab es nicht. Am besten schmeckte mir immer das Essen bei den Nachbarn. Warum kann ich mir nicht erklären. Die Kartoffeln waren überall

Grundnahrungsmittel, die in einer großen Kiste im Keller aufbewahrt und mit zunehmender Lagerzeit immer dunkler wurden und ihre Kraft in neue Triebe steckten.

Den im Herbst gesammelten Äpfeln und Birnen erging es ähnlich. Mit chemischen Mitteln wurden die Herbstfrüchte damals nicht behandelt. Kühltruhen gab es nicht und die überreifen abgefallenen

Zwetschgen mit Würmern schmeckten besser als das halbreife Obst vom Baum. Es gab nur Früchte aus den Gärten oder von den Feldern anliegender Bauern. Sie waren gesund, obwohl sie mit Gülle aus dem Plumpsklo oder mit Kuh- oder Pferdemist gedüngt wurden.

Aufpoliertes Obst aus fernen Ländern war undenkbar.

Die geistige Ernährung und Erziehung war mit Angst gedünkt. Hinweise auf Fegefeuer und Hölle bei Verstößen gegen die 10 Gebote waren an der Tagesord-

nung. Dabei wurde zwischen leichten und schweren Vergehen unterschieden. Das Kreuz nicht zu grüßen, Vater und Mutter nicht zu ehren oder vor dem Stadtpfarrer nicht auf die Knie zu fallen, wenn er mit einem Ministranten begleitet bei einer kranken Person die heilige Hostie austeilte, zählten zu den leichteren Sünden. Schwerere Sünden waren schon der Verstoß gegen das sechste Gebot und die noch schwereren waren Verletzungen, Totschlag oder gar Mord. Letztere kamen für mich ohnehin nicht in Frage, da ich als kleiner Junge mit angeborener Sensibilität solche Grausamkeiten nie begehen würde.

Ich erinnere mich an ein Ereignis, welches für mich unvergesslich wurde und sich bei mir als große Enttäuschung einprägte. Wütend und weinend flüchtete ich an den Rockzipfel meiner Mutter, da mein Vater beruflich unterwegs und ich dadurch ganz auf meine Mutter fixiert

war. Mit Brutalität hatte ein größerer Nachbarsjunge meine mit viel Liebe gebaute „Drecksburg“ mit einem rücksichtslosen Fußtritt zerstört. Dabei muss mir das Böse im Menschen bewusst geworden sein. Zwar baute ich danach mit viel geschmeidigerem Dreck eine bessere und sichere Burg auf einem Hügel, umgab sie mit Steinen, die als Grenzen dienen und das „neue“ Produkt vor Fußtritten schützen sollten.

Was ich nicht ahnen konnte war, dass in wenigen Jahren ein schrecklicher Krieg über Deutschland kommen und eine brutale „Produkt- und Menschenvernichtung“ bringen wird.

Was ich auch nicht wissen konnte, war die Tatsache, dass jedes neue „Produkt“ nicht nur durch Kriegseinwirkungen zerstört, sondern auch durch technischen Fortschritt ersetzt werden kann. Für mich war die neue „Dreckmischung“ und die Verwendung von kantigen Steinen eine

verbesserte Burg, die ohne Zerstörung der alten „Drecksburg“ nicht zustande gekommen wäre. Ich baute sie auf einen Hügel an einem versteckt liegenden Ort, um so zukünftig der Rücksichtslosigkeit Gleichaltriger zu entgehen.

Die Erfahrung, dass es auch „böse“ Spielkameraden gibt, hat mir meinen Glauben an die Vernunft der Erwachsenen zu diesem Zeitpunkt nicht genommen. Zu ihnen schaute ich hoch und befolgte ihre Ratschläge, die, wie ich glaubte, fest auf den Grundsätzen christlicher Lehre ruhten.

Ich zweifelte nicht, dass sie Gerechtigkeit schaffen und ich mich mit meiner angeborenen Sensibilität nicht selbst in Streitereien mit meinen Spielkameraden einlassen musste, auch wenn mir dies als Feigheit ausgelegt wurde.

Da es keine Fernsehgeräte, keine Radios oder Computer usw. gab und ich die Zeitung nicht lesen konnte, konnte ich nur

aus den Gesprächen meiner Eltern oder den Nachbarn Neuigkeiten hören, die mich nur teilweise interessierten. Immer öfters hörte ich allerdings den Namen „Hitler“, der den Deutschen Wohlstand und Arbeit bringen wollte, auch wenn er dazu mit Gewalt gegen Widerständler vorgehen musste.

Auch konnte ich mir -eben so wenig wie die meisten Erwachsenen- vorstellen, dass er in wenigen Jahren Recht und Gesetz durch brutale Macht ersetzen wird. Als eines Tages ein Doppeldecker über unseren Bahnhof und unsere Wohnung flog, wurde gemunkelt, dass der starke Führer Adolf Hitler mit Flugzeugen überall hinkommt, um für Recht zu sorgen und Unrecht zu bestrafen.

Nach meinen ersten Kindheitserfahrungen kam er mir wie ein mächtiger Beschützer vor, der auch in meiner kleinen Welt Ungerechtigkeiten beseitigen könnte, die mir im Kindergarten oder auf der

Straße immer häufiger bewusst wurden. Ich konnte auch nicht wissen, dass die 10 Gebote der Kirche den erwachsenen Menschen nicht ausreichen, um ein friedliches Zusammenleben zu gewährleisten.

So verkraftete ich den Verlust meiner Spielkameraden, als mein Vater aus beruflichen Gründen in eine Zweigstelle seiner Firma nach Straßburg versetzt wurde, in der er als kaufmännischer Angestellter eine neue Aufgabe erhielt und ich mit ihm, meiner Mutter und meiner jüngeren Schwester meine Geburtsstadt verlassen musste.

Dort erlebte ich die Ungerechtigkeiten und Zerstörungen viel bewusster als in den ersten Jahren meines Lebens.

In der nun folgenden Erzählung „Splitter, Angst und Hunger“ können Sie von den Sorgen und Nöten eines kleinen Jungen mehr erfahren.

Dazu gibt es keine Literaturhinweise.

Nichts ist abgeschrieben und von anderen Geschichten hinzugefügt.

Sie zeigt wahre erlebte Begebenheiten, die überwiegend an unserem neuen Wohnsitz im Dorf Kork bei Kehl im Hannerland und in meiner Geburtsstadt Hausach im Kinzigtal stattgefunden haben.

Erinnerungslücken habe ich mit einer der Wahrheit verbundenen Phantasie ausgefüllt, um dem Leser ein vollständiges Gesamtbild der Ereignisse zu bieten, die sich damals vor annähernd 60 Jahren abgespielt haben.

Geändert habe ich in der Erzählung auch meinen Namen, um als Werner Moser alias Karl A. Krug mit einer gewissen Distanz unbeschwert auf die Geschehnisse in den Kriegs- und Nachkriegsjahren von 1941-1948 zurückblicken zu können.



II. Kriegs- und Nachkriegsjahre bis 1948

1. Umzug

Nach dem Umzug von seiner Geburtsstadt Hausach i. Kinzigtal nach Kork, einem Haufendorf mit ca. 1500 Einwohner im Hanauerland, dauerte es einige Monate bis Werner sich mit seiner neuen Umgebung vertraut gemacht hatte, dem „berglosen“ Land mit freiem Blick zum Horizont, dem anderen Dialekt, dem nahen Umfeld bei der Wohnung.

Er bewunderte die hohen Pappeln am Ufer des vorbei fließenden Baches. Er ärgerte sich über die Rheinschnaken und war neugierig, was sich alles im Bauernhaus auf der gegenüberliegenden Straßenseite abspielte.

Dort hielt er sich in den ersten Wochen nach der Ankunft am liebsten auf.

Zum ersten Mal beobachtete er die Geburt von Schweinen, das Melken von Kühen oder die Arbeiten um den Tabakanbau.

Eben so wenig war ihm der Froschfang bekannt. Die panierten, gebratenen Froschschenkel schmeckten ihm vorzüglich.

Für Werner war es auch nicht leicht, Spielgefährten zu finden, da die Bauernsöhne häufig nach der Schule bei der Arbeit auf dem Hof mithalfen und nicht so viel Freizeit hatten, wie der Sohn eines kaufmännischen Angestellten, der in

einer Mietwohnung in der damaligen Eisenbahnstraße lebte.

Dort schaute Werner in den Jahren 1941/42 häufig aus dem 1. Stock zu dem in etwa einem halben Kilometer entfernt liegenden Bahnhof. Sein Vater, der in Straßburg arbeitete, war beruflich öfters in Berlin und im Ruhrgebiet und Werner war immer wieder froh, wenn er wieder zurück war.

Obwohl der Schwerpunkt der Kriegshandlungen noch außerhalb deutscher Grenzen lag, wurde immer wieder von den Erwachsenen von gefährlichen Ereignissen in den großen Städten berichtet.

Selbst auf der Straße vor dem Haus marschierten bewaffnete Soldaten vorbei oder rollten Panzer zu einem Stützpunkt hinter dem Bahnhof.

Werner sah, wie landwirtschaftliche Produkte in Güterwagen verladen wurden und beobachtete, wie sein Vater das Dorf mit dem Zug Richtung Straßburg zu seiner Arbeitstelle verließ.

Je mehr von Kriegshandlungen berichtet wurde, umso bedrückender empfand er es, wenn er zu größeren Geschäftsreisen nach Berlin und andere Großstädte in den Zug in die entgegengesetzte Richtung Appenweier stieg.

Als er eines Tages auch bei Dunkelheit noch nicht zurück war, wurde er unruhig.

„Glaubst du, dass er seinen Zug verpasst hat, Mama?“

„Schon möglich, Werner. Komm jetzt in die Küche und helfe mir ein wenig“, lenkte sie ihn ab. Zu Werners Aufgabe gehörte es, abends frische Milch in der Milchzentrale im Dorf zu holen. Bei Dunkelheit in den Wintermonaten ängstigten ihn die beweglichen Schatten, die von den Bäumen stammten und durch den Wind auf der Straße tanzten. Sie kamen ihm wie feindliche Verfolger vor, denen er nur im schnellen Lauf entkommen konnte.

Als sein Vater am jenem Tag schließlich am späten Abend von seiner Geschäftsreise zurückkehrte, erzählte er, dass er wegen Verspätungen der Züge nicht früher zurückkommen konnte.

Werner ging danach zufrieden in sein Bett.



2. Granatsplitter

Die siegreichen Schlachten der deutschen Wehrmacht, die in Sondermeldungen fast täglich über den Rundfunk verbreitet wurden, machten ihn stolz.

Adolf Hitler wurde als kluger Feldherr gepriesen und die verlustreichen Niederlagen in Stalingrad mit dem „rhetorischen Glanz“ des Propagandaministers Goebels überdeckt.

Werner fehlte in den ersten Kriegsjahren 1941-1943 die kritische Beurteilung, weil er auch aus eigener Erfahrung bei der Fülle der Nachrichten noch nicht „zwischen den Zeilen“ lesen konnte. Obwohl er auch immer wieder hörte, dass aus Russland Feldpostbriefe die traurige Nachrichten brachten, dass ein Vater, Ehemann oder Bruder für den Führer, Volk und Vaterland den Heldentod gestorben sei, war seine Zuversicht an den Sieg unverändert geblieben.

Er befand sich mit dieser Auffassung in Gesellschaft mit deutschen Frontsoldaten, die bis Stalingrad 1942 auch noch geglaubt hatten, den Krieg zu gewinnen.

Erst ab Ende 1943 häuften sich für Werner die unvergesslichen Erlebnisse in Kork, über die nachfolgende Geschichte berichtet.

Als die feindlichen Bomber wie schwarze Krähen über das Dorf flogen, kamen erste Zweifel über den Endsieg. Er verscheuchte sie beim Murrmspiel mit seinen Freunden.

„Warum habe ich keine bunten Glasmurmeln wie mein Spielkamerad Karl?“, fragte er den Gelegenheitsarbeiter Hugo Nathan, der seiner Mutter im Garten half.

„Irgendwann rollen sie auch zu dir, warte nur geduldig, die Zeit dreht das Rad.“

„Aber ich will die Murmeln jetzt!“

„Ja, ja, ich weiß. Was wir nicht haben, wollen wir immer sofort.“

„Du verstehst mich nicht“, rief er ihm zu.

„Ich weiß, verstehen ist schwer“, erwiderte Hugo Nathan und fügte hinzu: „Denke daran, Wünsche sind nur Illusionen, die dich fester auf das Rad des Lebens binden, mein Junge.“

Nachdem das letzte farbige Licht der Sonne am Horizont im Westen verschwunden war, wurde wieder eine der üblichen Sondermeldungen über das Rundfunkgerät ausgestrahlt, dass es einem deutschen U-Boot gelungen sei, einen feindlichen Kreuzer zu versenken.

Fast gleichzeitig heulte die Sirene auf dem Rathaus in Kork und kündigte feindliche Flugzeuge an.

Als das Dröhnen der Motoren der Bomber näher kam, hielt es Werner nicht mehr in der Wohnung aus. Während seine Mutter mit seiner jüngeren Schwester in den Keller flüchtete, schlich er durch die Hintertür in die dunkle Nacht auf den Hof unter das Vordach einer Scheune, wo er sich sicher fühlte.

Mit seinen suchenden Augen blickte er zu den brummenden Bomberfestungen, die über ihn hinweg flogen.

Nun begann die Flak bei der nahe liegenden Stadt Kehl mit dem Abwehrfeuer.

Überall gab es Explosionen am Himmel.

Granatsplitter fielen pfeifend auf die Dächer von

Scheune und Wohnhaus und danach auf den gepflasterten Hof. Mit allen Sinnen registrierte er die Einschlagstellen, um bei Tageslicht die Splitter zerplatzter Geschosse zu sammeln.

Er wollte bei Karl triumphieren, der wunderschöne Murmeln besaß, aber keine Splitter sammeln konnte, weil sie vom Dach seines Elternhauses sofort in den dicht bewachsenen Garten fielen.

Das Ziel der Bomberverbände war vermutlich eine deutsche Großstadt. Im Dorf Kork und der nahe gelegenen Stadt Kehl fiel in dieser Nacht keine einzige Bombe und der Spuk war nach einer halben Stunde vorbei.

„Wo warst du, Werner? Ich habe mir Sorgen um dich gemacht“, schimpfte seine Mutter, als er nach dem „still gewordenen“ Himmel ihr in der Wohnung wieder begegnete.

„Draußen vor der Scheune, Mama. Ich weiß jetzt, wo große, schöne Granatsplitter gefallen sind“, antwortete er erfreut.

„Lass sie liegen, Werner. Vielleicht sind sie vergiftet.“

„Aber nein, Mama, das sind Splitter von deutschen Waffen.“

Gleich am frühen Morgen kurz nach Sonnenaufgang sammelte Werner die scharfkantigen und vielzackigen Granatsplitter und packte die schönsten in einen Lederbeutel, den er um seinen Hals trug.

Er zeigte sie stolz seinem Spielkameraden Karl, der ihn darum beneidete.



3. Flugzeugabschuss

Wo Hugo Nathan herstammte, wusste niemand. Er machte sich bei den Bauern im Dorf nützlich, war anspruchslos und hielt sich mit seinen Äußerungen zur Politik, zur Partei und zum Krieg zurück.

Dem propagierten Idealbild eines deutschen Mannes entsprach er nicht. Er war weder blond noch blauäugig und benahm sich gegenüber Fremden eher wie ein dümmlicher Knecht.

Bei Werner zeigte Hugo sein wahres Gesicht, mit dem er bei Erwachsenen Misstrauen erregt hätte. Er konnte das Naziregime offensichtlich nur mit „zwei Gesichtern“ überleben.

Werner erhielt nach seinem ausgiebigen Splitterfund von seinem Spielkameraden Karl den Spitznamen „Splitterwerner“, weil er, trotz mehrmaligen Bitten, den Tausch eines vielzackigen Splitters gegen eine billige Murmel abgelehnt hatte.

Als er im Garten Hugo Nathan traf, der den von

seiner Mutter auf der Straße gesammelten Kuh- und Pferdemist für die Düngung mit Erde vermischte, erzählte er ihm von der neidvollen Diskriminierung seines Spielkameraden.

„Splitterwerner“, wiederholte Hugo nachdenklich. „Für Kriegszeiten passend und unverdächtig und keineswegs diskriminierend.“

„Willst du mir auf der Dorfstraße für den Gemüsegarten noch einen Eimer Kuh- und Pferdemist einsammeln? Eimer und Handschaufel stehen auf dem Leiterwagen vorgerichtet in der Scheune“, unterbrach seine Mutter das Gespräch.

„Ja, Mama“, erwiderte Werner und wandte sich zweifelnd an Hugo: „Wird damit auch der Blumenkohl größer?“

„Unter der Erde verwandelt sich der Mist zu einem Treibstoff“, gab er ihm zur Antwort.

„Wie bei einem Panzer oder Flugzeug?“, fragte er nach.

„So ähnlich, nur biologisch.“

Werner war mit der Antwort zunächst zufrieden. Er wollte den Auftrag seiner Mutter rasch erfüllen, um seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Ballspielen an der Hausmauer, wieder nachgehen zu können.

Weil er den Eimer auf der Eisenbahnstraße vor dem Haus alleine nicht füllen konnte, ging er weiter zum Dorf Querbach, wo die Bauern ihre Weiß-Kohlköpfe für die Soldaten an der Front in großen Mengen mit Ochsen- und Pferdefahrzeugen zum Bahnhof gebracht hatten.

Dort ertönte plötzlich die Sirene auf dem Rathaus in Kork.

„Fliegeralarm!“, schoss es Werner durch den Kopf.

Er blickte in Richtung Westen, wo die Fesselballone an langen Drahtseilen unter den Wolken schwebten.

Ein sicheres Zeichen für das Erscheinen feindlicher Flugzeuge.

Lange wird es nicht mehr dauern, bis die Abwehrflak aktiv wird, dachte er.

Sein eingesammelter biologischer „Treibstoff“ auf seinem Leiterwagen schien ihm als ein weniger verdächtiges Ziel als der noch gut erhaltene vierrädrigen Handwagen selbst. Er zog ihn rasch unter einen großen belaubten Baum außerhalb des Dorfes in der Nähe des Bahnhofes. Einige Flugzeuge tauchten in Wolkenlücken über Querbach und Bodesweier auf und verschwanden wieder.

Plötzlich hörte er eine Explosion. Ein Flugzeug brach auseinander und die brennenden Teile rasten aus den Wolken direkt auf ihn zu.

Er klammerte sich an den Baumstamm, um Schutz zu suchen und wäre am liebsten weggerannt. Aber wohin?

Brennende Flugzeugteile kamen immer näher auf ihn zu.

Er betete, wie seine fromme Mutter es ihn gelehrt hatte. „Vater unser, der du bist im Himmel.“ Weiter kam er nicht. Etwa 200 Meter entfernt

von ihm knallte ein Zellenteil, von dem er glaubte, es würde ihn treffen, in ein abgeerntetes Feld. Weitere brennende Flugzeugteile näherten sich sekundenschnell. Wieder trafen sie nicht den ihn schützenden Baum, sondern fielen ebenfalls in einiger Entfernung auf die Erde. Der anglo-amerikanische Bomber, der offensichtlich seine tödliche Fracht schon in Deutschland abgeworfen hatte, befand sich auf dem Rückflug, als er von der Flak abgeschossen wurde. Die Besatzung sprang mit ihren Fallschirmen aus dem Flugzeug. Bei Zwei von ihnen hatte sich der Fallschirm nicht mehr geöffnet, wie er später erfuhr

Werner interessierte sich nicht für Splitter von feindlichen Flugzeugen. Sobald alle Flugzeugteile unweit vom Dorf Bodesweier die Erde erreicht hatten und die Abwehrflak das Schießen eingestellt hatte, rannte er mit seinem Leiterwagen und dem gefüllten Eimer schnell nach Hause.

„Zum Glück ist dir nichts passiert, Werner“, rief ihm seine Mutter erleichtert entgegen.

„Die Splitter des Flugzeuges waren riesengroß“, erzählte er aufgeregt und fügte hinzu: „Aber ich sammle keine Splitter von feindlichen Flugzeugen“.

„Ich stand unter einem Baum, als die brennenden Flugzeugteile und –splitter ganz in meiner Nähe vom Himmel fielen“, berichtete Werner seinen Spielkameraden Karl, Fritz und Egon.

„Das musst du uns erst beweisen“, erwiderte

Karl und fügte hinzu: „Für einen Splitter eines feindlichen Flugzeuges erhältst du drei Glasmurmeln.“

Er glaubte Werners Worten nicht.

„Gut, dann gehen wir alle gemeinsam zur Absturzstelle. Dort tauschen wir die Murmeln gegen einen Flugzeugsplitter“, antwortete Werner. Es war nicht besonders schwer, ein kleineres Aluminiumteil von der Zelle des abgeschossen Flugzeuges aus der Erde zu graben.

Werner reichte Karl das Metallstück mit den Worten: „Jetzt gib mir die drei Glasmurmeln.“

„Hier hast du sie“, sagte er schließlich etwas widerwillig, während er den Splitter des Flugzeuges in Händen hielt.

Unweit von der Fundstelle entdeckte Fritz ein herumliegendes Silberband.

„Echt Silber“, meinte Egon.

„Ein Armband für deine Schwester Helga.“

„Ich will es nicht“, antwortete Werner und fügte hinzu: „Vielleicht ist es giftig?“

Als sie auf den Nachbarfeldern weitere Silberstreifen fanden, verlor die Gefahr an Bedeutung.

„Sie haben schon Kugelschreiber abgeworfen, die explodieren“, mahnte Fritz zur Zurückhaltung.

„Und Kartoffelkäfer“, ergänzte Egon.

Eine Erklärung für die Silberstreifen fanden sie zunächst nicht.

Als sie ins Dorf zurückkehrten, kamen ihnen Soldaten entgegen, die im Wald bei einem Pan-

zergraben in Feldstellungen oder Schützengräben in der Nähe des Bahnhofes campierten. Mit dem Bau der Befestigungsanlagen des Westwalls von acht Bunkern nahe von Kork, die mit Rohrmatten getarnt waren, wurde bereits vor 1940 begonnen.

Auf ihrem Weg zurück in das Dorf sahen sie aus sicherer Entfernung eine Gruppe von Hitlerjungen, die die Eisenbahnstraße entlang marschierte. Sie wurde von einem Fähnleinführer geführt, der plötzlich auf den Gehweg rannte, wo ein Bauer mit den Händen in der Hosentasche die Gruppe beobachtete.

Er schlug auf ihn ein und brüllte: „Dich lehre ich Achtung vor der deutschen Fahne, Hände aus den Taschen!“

Der etwa vierzig Jahre alte Bauer Albert reagierte auf den Eifer des Fanatischen und befolgte seinen Befehl.

Der Bauer wusste, dass eine Missachtung seines Befehles, zu seinen Ungunsten ausgefallen wäre.

Als Werner später Hugo Nathan davon erzählte, erwiderte dieser: „Fanatismus ist eine schlimme unheilbare Krankheit. Viele sterben im Irrglauben für eine Idee.“

Eines Tages brachte der Briefträger einen Stellungsbefehl. Werners Vater wurde Anfang 1944 mit einem Lebensalter von 42 Jahren zum Volkssturm eingezogen.

Es war eine schreckliche Nachricht für die gan-

ze Familie.

Werner bemerkte, wie seine Mutter mit verweinten Augen in der Küche arbeitete.

„Du musst nicht weinen, Mama. Ich bleibe immer bei dir.“

„Wir können nichts daran ändern, Werner. Verabschiede dich von deinem Vater. Er muss in aller Frühe das Haus verlassen und ist gerade im Wohnzimmer bei deiner Schwester Helga, um mit ihr zum Abschied ein wenig zu spielen.“

„Mache dir keine Sorgen, Werner. Ich werde nicht zum Fronteinsatz eingezogen. Ich bleibe in Deutschland und soll beim Volkssturm nur mit-helfen, die Heimatfront zu stärken. Vielleicht treffe ich euch in Hausach wieder, wo du zur Welt kamst und ich meine Arbeit wieder aufnehmen werde“, tröstete er ihn.

Sein Vater deutete ihm damit an, was er mit seiner Frau besprochen hatte, falls der Aufenthalt im grenznahen Kork zu unsicher würde.

„Soll ich mit dir gehen, bis du dich an den Volkssturm gewöhnt hast? Ich ziehe meine Pimpf-Uniform mit Gürtel und Halstuch an, die Mama für mich im Schrank aufbewahrt.“

„Nein, nein, Werner. Du hast noch zu schwache Schultern, um eine Panzerfaust zu tragen. Es ist mir lieber, wenn du während meiner Abwesenheit Mama und deine kleine Schwester beschützt“, erwiderte er.

Am anderen Morgen winkte Werner seinem Vater aus dem Wohnzimmerfenster nach, wo er oft

auf ihn gewartet hatte.



4. Hugo Nathan

Kurz nachdem Werners Vater 1944 zum Volksturm eingezogen wurde, war Hugo Nathan plötzlich verschwunden. Er ließ sich über eine Woche nicht mehr in Kork sehen und hielt sich auch nicht bei den arbeitenden polnischen, französischen und russischen Hilfsarbeitern auf.

„Ist er entführt oder wie sein Vater als Soldat an die Front befohlen worden?“, dachte Werner.

„Sollen wir ihn von der Polizei suchen lassen“, fragte er seine Mutter.

„Nein!“, erwiderte sie erschrocken. „Das wäre zu gefährlich. Vielleicht will er unentdeckt bleiben?“ Eines Tages erzählte ihm ein Soldat, dass die Silberstreifen, die überall herumlagen, den Funk stören sollten.

„Können wir jetzt unseren Führer nicht mehr aus dem Rundfunkgerät reden hören?“, fragte Werner.

„Ich weiß es auch nicht so genau, mein Junge“,

antwortete er lächelnd.

So freundete er sich mit einigen bei den Gefechtsständen im Wald lagernden Soldaten an und leistete ihnen kleine Dienste.

Feldwebel Müller gestattete ihm sogar, seine Schuhe zu putzen und belohnte ihn mit einer Büchse Schwarztee, die er stolz bei seiner Mutter ablieferte.



5. Onkel Alois

Im Frühjahr 1944 lag Werner bereits im Bett und schlief, als jemand an die Haustür klopfte.

Seine Mutter Anna schlich auf leisen Sohlen den langen Hausflur entlang, um unbemerkt zur Tür zu gelangen.

Dort hörte sie das Klopfen im Walzer-Takt. Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei,....

Vorsichtig öffnete sie die Tür einen spaltbreit.

„Wer ist draußen?“, fragte sie aufgeregt.

„Ich bin's, Alois.“

„Alois, du?“

Ihr Bruder stand in zerrissener Soldatenuniform

vor ihr.

„Rasch herein“, flüsterte sie.

Nachdem sie die Haustür geschlossen hatte, knipste sie das spärliche Licht im Treppenhaus an.

Erst jetzt sah sie seine aufgeschlitzte Hose. Sie stützte ihn und fragte: „Bist du verletzt?“

„Am Fuß, eine Wunde die nicht zuheilt. Ich habe sie mir bei der Flucht von meiner Kompanie zugezogen.“

„Hast du deine Einheit verlassen?“

„Ja, Anna.“

„Ist das nicht gefährlich?“

„Wenn sie mich als Fahnenflüchtigen erwischen, erschießen sie mich sofort.“

„O, Gott!“, stieß Anna aus.

„Komm, ich will deine Wunde reinigen und verbinden. Ich werde dir hinter altem Gerümpel auf dem Speicher ein Lager auf einer alten Matratze herrichten. Dort wird dich keiner finden und du kannst dich erholen.“

Alles geschah so leise wie möglich, um den schlafenden Werner nicht aufzuwecken.

„Ich danke dir, Anna. Wir reden später weiter.“



6. Willi Hase und Jörg Herz

„Bist du der Pimpf Moser?“, fragten zwei zivilgekleidete Herren Werner auf der Straße.

„Jawohl, der bin ich“, antwortete er mit fester Stimme und mit dem Verantwortungsgefühl eines Beschützers der Familie.

„Hat sich bei euch Hugo Nathan versteckt?“, forschten wie weiter.

„Hugo? Nein, wir wissen selbst nicht, wo er sich aufhält.“

„Fragen Sie meine Mutter, die gerade im Garten arbeitet. Weil Hugo nicht mehr kommt, muss sie auch schwere Arbeiten alleine machen.“

Werner hatte beim Eintreffen seines Onkels Alois in der letzten Nacht tief geschlafen und wusste nicht, dass er sich auf dem Speicher versteckt hatte.

„Willi Hase und mein Mitarbeiter Jörg Herz“, begann der Ältere von Beiden als Wortführer.

„Was wünschen Sie?“, fragte Anna zunächst in gebückter Haltung, um ihre Unsicherheit zu verbergen. Ihre Knie zitterten, weil sie vermutete, dass sie ihren Bruder Alois suchten.

„Sie kennen doch Hugo Nathan?“

„Ja, er half mir gelegentlich bei der Arbeit.“

„Er soll sich bei Ihnen aufhalten, hat man uns im Dorf gesagt.“

„Wer sagt so etwas?“, konterte Anna mutig, nachdem sie erkannt hatte, dass es sich nicht um ihren Bruder Alois handelte.

„Das dürfen wir Ihnen nicht sagen!“

„Dann sind Sie einem böartigen Gerücht auf den Leim gegangen“, erwiderte Anna hartnäckig und fuhr fort: „Erst wurde mir mein Mann für den Volkssturm weggenommen, dann ließ sich auch Hugo nicht mehr sehen, und ich bin bei der Gartenarbeit ohne Hilfe.“

Vielleicht war es ihre äußere Erscheinung oder ihre wieder gewonnene Selbstsicherheit, die Willi Hase zu einer Verschiebung einer Hausdurchsuchung veranlasste.

„Parteigenosse Herz oder ich werden zu einem späteren Zeitpunkt nochmals nachfragen“, beendete er die Befragung.

„Bitte, tun Sie das.“

„Heil Hitler“, fügte sie mit Überzeugungskraft hinzu.

Sie war eine christlich erzogene Frau und der Führer, der die Familie auseinander gerissen hatte, konnte ihr gestohlen bleiben.

Nur um ihren auf dem Speicher versteckten Bruder zu retten und eine Hausdurchsuchung zu vermeiden, hatte sie Führerzugehörigkeit geheuchelt.

„Vielleicht hast du mir damit das Leben gerettet“, erwiderte ihr Bruder Alois, als sie ihm später auf dem Speicher von dem Besuch der beiden zivilgekleideten Herren berichtete.

„Wer ist dieser Hugo, den sie suchten?“, fragte Ihr Bruder.

„Er lebt schon einige Jahre im Dorf bei einem

Bauern und macht sich mit Gelegenheitsarbeiten nützlich. Mir half er schon öfters im Garten. Ich habe ihn in der katholischen Kirche kennen gelernt, wo er mich nach einer Messe auf die glockenhelle Stimme von Werner angesprochen hatte.“

„Die Stimme hat Werner von dir geerbt“, pflichtete Alois bei.

„Übertreibe nicht. Esse endlich den Kartoffelsalat, den ich nach einem Rezept unserer Mutter zubereitet habe.“

Alois hatte sich seine Schlafstätte hinter dem Gerümpel zweckmäßig eingerichtet, als Werner in der Schule war und Anna versteckte den Schlüssel zum Speicher sorgfältig hinter einem alten Balken.

Werner war vom Sammeln und Jagen angesteckt und konnte sich dabei mit seinen Freunden vergleichen. Doch seine Aktivitäten in der schulfreien Zeit wurden häufig vom Fliegeralarm bestimmt.

In dem vorbei fließenden Bach, unweit seiner Wohnung, schwammen grätenreiche Weißfische und Barben, denen er bei jeder Gelegenheit nachjagte.

Dort in einem Gumben bei einer alten Mühle hatte er sich auch selbst das Schwimmen beigebracht, um kleine Stichlinge zu fangen.

Schon am frühen Morgen wurde eine Sondermeldung nach der anderen über den Volksempfänger ausgestrahlt.

„Der Endsieg ist nah“, sagte sein Freund Karl mit Überzeugung und fragte Werner: „Nimmst du auch am Sportfest der Hitlerjugend auf dem Sportplatz in Kork teil?“

„Aber natürlich. Meine Mutter hat mir schon leichte Laufschuhe für den Hundertmeterlauf auf die Treppe gestellt.“

Er wusste nicht, dass sie mit diesen Schuhen mit glatten Sohlen verhindern wollte, dass er wegen guter Laufleistungen bei dem Sportwettkampf besonders auffiel.

Es gefiel ihr nicht, dass er in das Gymnasium im nahe gelegenen Kehl ging und wollte nun vermeiden, dass er ganz ihrer Obhut entzogen wurde.

Für Werner war der Schulbesuch im Kehler Gymnasium allerdings nur sporadisch.

Wenn Fesselballone gegen Tiefflieger aufstiegen, fiel der Unterricht in Kehl aus.

So besuchte er immer häufiger die Volksschule in Kork.

Auf dem Lindenbaum vor der Schule in Kork herumzuklettern und Lindenblüten für die Soldaten zu pflücken war ihm auch viel lieber, als jede Art von Schulunterricht, der seine Kreativität und freie Beweglichkeit einschränkte.

Gerne half er auch beim Aufstecken und Auffädeln der Tabakblätter. Im Kreis der Bauersleute ging es immer lustig zu und es wurde danach für die geleistete Arbeit Brot und Wurst verteilt.

Als sie ihn wegschickten, wusste er, dass von

einem der Anwesenden wieder ein Witz erzählt wurde, den er nicht hören sollte.

Einige Tage nach der Ankunft von Alois kam Werner ganz aufgeregt in die Küche.

„Kann es sein, Mama, dass wir einen Siebenschläfer oder einen Geist auf dem Speicher haben?“

„Aber nein, Werner. Geister gibt es keine im Haus“, antwortete seine Mutter lächelnd.

„Ich habe heute Nacht Geräusche gehört. Es hörte sich an, als ob jemand über die Treppentufen ging oder auf dem Speicher herumlief.“

„Du hast bestimmt geträumt, Werner.“

„Geträumt?“, wiederholte er nachdenklich.

Was wirklich in jener Nacht geschah, erfuhr er nie.

Sein Onkel Alois, dessen Wunden einigermaßen verheilt waren, hatte bei Dunkelheit das Haus verlassen, ohne genau zu sagen, wohin er gehen wird.

„Ich danke dir, Anna“, hatte er seiner Schwester zugeflüstert

„Auch dieser unsinnige Krieg wird vorübergehen“, fügte er noch leise hinzu, bevor er durch das Gartentor verschwand.

Werner glaubte an keinen Traum.

Er ging auf den Speicher, entdeckte aber nichts, was diesen Lärm mitten in der Nacht verursacht haben könnte.

Sein Onkel hatte vorsorglich alle Gegenstände wieder an den gleichen Ort gebracht, wo sie sich

vor seinem Aufenthalt befanden.

In den Augen von Werner war seine Mutter die hübscheste Frau, die er in allen Situationen beschützen wollte. Er war nicht frei von Eifersucht und feinfühlig genug, um die geringste Annäherung an sie zu spüren.

„Wenn wir nur ein Lebenszeichen vom Vater bekämen“, sagte sie, um ihn zu beruhigen und seine Gedanken in die Zukunft zu richten.

In den folgenden Tagen wurden immer wieder Sondermeldungen über Erfolge der deutschen Armee vom Volksempfänger ausgestrahlt, die Werner und seine Spielkameraden vom großen Endsieg träumen ließen.

„Glaubst du auch an einen Endsieg“, fragte Werner eines Tages seine Mutter.

„Ich weiß es nicht“, wick sie solchen verfänglichen Fragen aus.

Die Wände hatten damals in den Hinterzimmern Ohren, und in jeder Straße gab es einen Spion. Mancher harmlose Deutsche, der durch eine unüberlegte Meinungsäußerung oder Kritik in Verdacht geraten war, wurde abgeführt.

Natürlich hätte Werner seine Mutter nie verraten, aber ihre feste Meinung oder ihren Zweifel über einen Endsieg hätte er vielleicht seinen Kameraden stolz weitererzählt.

Auch in den kommenden Wochen fiel der Schulbetrieb immer wieder aus.

Werner ging in seiner Freizeit zum Bauern nebenan, betrachtete die Tiere im Stall, fing Stich-

linge im nahen Bach, klopfte mit seinen Freunden nur an Türen, deren Bewohner auch eine wütende Reaktion zeigten, banden Büchsen an Hundeschwänze oder vertrieben sich die Zeit mit dem Murrenspiel.

Sie bauten eine Hütte mit weichem Aluminiumdraht, den Werner in einem verlassenen Soldatenlager im nahen Wald gefunden hatte oder sie rutschten auf Brettern einen nahen unbesetzten Bunker herunter.

Abwechslung gab es genug und seine Splittersammlung wuchs ständig.

Allerdings wurde der Aufenthalt im Freien auch tagsüber immer gefährlicher, weil Tiefflieger oft unerwartet am Himmel aufkreuzten.

Für eine zugezogene Familie, die in Kork in einer Mietwohnung ohne eigene landwirtschaftliche Produktion leben musste, wurde der Kampf ums tägliche Brot von Monat zu Monat schwieriger.

Dieser Mangel an Lebensmitteln veranlasste seine Mutter, mit ihm und seiner Schwester bei beginnender Dunkelheit einen Fußmarsch mit ihrem Handwagen auf abseits gelegenen Feldwegen zu ihrer Schwester zu unternehmen.

Helga saß auf einem Kissen im Handwagen, den er und seine Mutter hinter sich herzogen. So erreichten sie ohne nennenswerte Feindeinwirkungen das kleine Dorf Moos, unweit von Bühl, in dem sie sich bei der Verwandtschaft „aufpäppeln“ konnten.

Die Wiedersehensfreude war groß und es gab vieles zu erzählen.

Als nach einigen Tagen das „Erzählpulver“ verschossen und der größte Hunger gestillt war, stand der nächtliche Rückmarsch durch die Rheinebene bevor.

Die Nacht war sternenklar und feindliche Bomberverbände flogen wieder wie ein Schwarm brummender Vögel unter den Sternen.

Als die Abwehrflak in der Nähe von Kehl zu hören war, flüchteten sie in eine alte Scheune, in der Tabakblätter zum Trocknen aufgehängt waren.

„Siehst du wie die Blätter zittern, Mama?“

„Ja, Werner.“

„Sie bewegen sich im leichten Wind, der durch die Bretterwand weht.“

Hie und da hörte er die pfeifenden Splitter, die im Feld zwischen Früchten und Gräsern niederfielen und nicht aufzufinden waren.

Auf Grund dieser gefährlichen Unterbrechung erreichten sie erst gegen Mittag wieder ihre Wohnung in Kork.

Als Werner am Nachmittag hinter der Gardine aus dem ersten Stock auf die Dorfstraße blickte, sah er, wie Herr Hase auf ihr Haus zukam.

„Will er uns wieder ausfragen?“, fragte Werner seine Mutter.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte sie und legte rasch ihre Schürze ab.

In ihrem blumigen Kleid sah sie in den Augen

von Werner verführerisch jung aus.

Er schaute sie irritiert an.

„Du brauchst nicht eifersüchtig zu werden, ich werde diesem fremden Mann keinen Hof machen“, sagte sie lächelnd.

Kurz danach klingelte Herr Hase an der Haustür.

„Mach ihm die Türe auf“, bat sie.

„Ja, Mama“, antwortete er widerwillig.

Der Zivilist, Willi Hase, trug eine schwarze Aktentasche unter seinem Arm und zeigte ein freundliches Gesicht.

„Du heißt doch Werner?“, stellte er schon an der Haustür die erste Frage.

„Ja, Werner Moser“, antwortete er sofort.

„Seid ihr wieder zurück?“ forschte er weiter.

„Zurück?“, antwortete er fragend.

„Woher wusste er, dass wir einige Tage weg waren?“, schoss es ihm durch den Kopf.

„Letzte Woche, als ich bei euch klingelte, öffnetet niemand die Tür.“

Der kurze Wortwechsel endete, als seine Mutter die Treppe herunterkam.

„Er will dich sprechen“, rief ihr Werner entgegen.

„Kommen Sie bitte mit ins Wohnzimmer. Wir sollten etwas leise sein, weil meine Tochter Helga schläft.“

„Aber ja“, antwortete er im Flüsterton.

Dort öffnete er seine Aktentasche und gab seiner Mutter eine Flasche französischen Rotwein, einen Laib Kommisbrot und eine Servelatwurst.

„Lassen Sie sich den Wein schmecken“, fügte er

hinzu.

„Für dich habe ich einige Bildkarten von deutschen Panzern, Flugzeugen und Geschützen und für deine Schwester eine Tüte Bonbons mitgebracht“, sagte er zu Werner gewandt.

„Danke, danke“, erwiderte seine Mutter sichtlich erfreut.

„Ist auch die Geheimwaffe des Führers auf einem der Bilder zu sehen?“, fragte Werner neugierig, als er sie durchblätterte.

„Geheimwaffen haben die größte Wirkung, wenn sie niemand kennt.“

„Warum beschenken Sie uns?“, fragte seine Mutter.

„Ich möchte mich entschuldigen, weil ich den Verdacht hatte, dass Ihr Hugo versteckt habt.“

Anschließend erzählte Anna offen von dem nächtlichen Fußmarsch zur Verwandtschaft in Moos, nannte die Gründe und wies auch darauf hin, dass sie außer ihrem Garten nichts besaßen, wovon sie den täglichen Bedarf an Lebensmitteln ergänzen konnten.

„Als wir 1941 hierher umzogen, kannten wir niemanden im Dorf. Ich war schon froh, dass Hugo ein wenig im Garten geholfen hat, bevor mein Mann Karl Anton zum Volkssturm eingezogen wurde.“

„Ihr Mann heißt Karl Anton?“

„Ja, Karl Anton, warum?“

Herr Hase schwieg erneut und blickte interessiert auf ein Hochzeitsfoto, das eingerahmt auf

dem Wohnzimmerschrank stand.
Herr Hase schaute nach Werners Empfinden
viel zu begierlich auf seine Mutter und war froh,
als er ging.
Er strich Werner leicht über den Kopf und ver-
ließ mit einem freundlichen Blick auf seine Mut-
ter ohne den üblichen Hitlergruß das Haus.



7. Der Großvater

Für Werner änderte sich 1944 erneut das häus-
liche Umfeld.

Sein Großvater erschien und wurde von seiner
Mutter in einem leerstehenden Zimmer unterge-
bracht.

Die Wohnung war groß genug, besaß einen lan-
gen unbeleuchteten Mittelgang, wo rechts und
links Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer und
zwei Kinderzimmer verteilt waren. Die Toilette
befand sich eine Treppe tiefer.

Einerseits war Werner froh, dass Opa im Haus
war, weil er während seiner Abwesenheit seine
Mutter beschützen konnte, andererseits erwach-

te auch ihm gegenüber Eifersucht, wenn sie ihm zuviel Aufmerksamkeit schenkte.

Eines Tages rauchte Werner mit seinen Freunden Karl, Egon und Fritz hinter der kleinen katholischen Dorfkirche getrocknete zusammenge-rollte Tabakblätter.

Plötzlich schaute der katholische Pfarrer um die Ecke.

„Ihr sollt doch nicht rauchen!“, unterbrach er mit trauriger Stimme eine Lobesrede von Karl auf den Führer, der vom Propagandaminister Goebels wieder als unbesiegbar und gottähnlich dargestellt wurde.

„Du bist auch dabei, Werner? Komm doch gleich mit mir in die Sakristei, wir üben noch ein Marienlied.“

Egon, Karl und Fritz wussten, dass Werner, als einer der wenigen Katholiken im Dorf, immer wieder Kirchenlieder lernen musste, um bei der Messe den Text zu kennen und mitzuhelfen, dass der Gesang der Gläubigen nicht in ein „la, la, la“ ausartete.

„Splitterwerner, unser Gesangsstär“, hänselte ihn Karl.

„Ich komme gleich, Herr Pfarrer“, antwortete Werner, ohne auf die Hänselei seines Freundes einzugehen.

Am gleichen Tag, während er den Text eines Marienliedes vom alten Pfarrer lernte, hatte sich an der Bahnstrecke zwischen Kehl und Kork ein Soldat unter einen vorbeifahrenden Güterzug

geworfen.

Als Werner von dem Ereignis erfuhr, dachte er sofort an Hugo.

Rasch lief er nach Hause und erzählte von dem schrecklichen Ereignis.

„Wenn es ein Soldat war, kann es Hugo nicht gewesen sein“, beruhigte ihn seine Mutter.

Sie erzählte ihrem Vater unterdessen von dem Gelegenheitsarbeiter Hugo Nathan und von seinem unerklärlichen Verschwinden.

„Hatte er etwas auf dem Kerbholz?“

„Ich glaube es nicht, obwohl ihn zwei Parteigenossen suchten.“

Er machte ein bedenkliches Gesicht und aß anschließend seinen täglichen Apfel, der sein Blut dünn halten sollte.

Herr Hase und der Großvater trafen sich beim nächsten Besuch im Wohnzimmer.

„Heil Hitler“, sagte Herr Hase.

„Guten Tag“, erwiderte der Großvater. „Ihr Name ist Hase?“

„Willi Hase“, bestätigte er.

Damit waren die Fronten abgesteckt.

Zunächst gab es die übliche Fragerei.

„Ich bin im Ruhestand und bleibe eine Zeit bei meiner Tochter. Was machen Sie? Sind Sie Ortsgruppenführer?“

„Nein, ich diene dem Führer auf andere Weise.“

„Sie dienen dem Führer?“, hakte der Großvater nach und fügte provozierenden hinzu: „Einem österreichischen Maler und Anstreicher? Wäre

der Schuster nicht besser nur bei seinen Leisten geblieben?“

Herr Hase erhob sich plötzlich und verließ das Wohnzimmer.

„Warum wollen Sie schon gehen?“ Bleiben Sie doch. Mein Vater hat es bestimmt nicht so ernst gemeint und wollte sicher nur an die Herkunft unseres Führers erinnern“, bat Anna.

„Ich weiß, Frau Moser.“

Mit diesen Worten verließ er das Haus.

Frau Moser war klug genug, ihrem Vater für seine Äußerungen keine Szene zu machen. Er wäre ohnehin von seiner Meinung nicht abgerückt. Außerdem spürte sie bei Willi Hase eine ihr nicht erklärbare Zuneigung, die sich bei solchen Auseinandersetzungen auch bewähren konnte. Einige Tage später kam Werner aus der Schule nach Hause und sah Tränen in den Augen seiner Mutter.

„Was hast du, Mama?“, fragte er besorgt.

„Opa hat einen „Schlag“ bekommen. Der Doktor war schon hier.“

Werner rannte in Opas Zimmer und stellte fest, dass er nicht mehr richtig sprechen konnte.

Ein neues Problem trat auf: Wie sollte sie ihren Vater im gelähmten Zustand bei Fliegeralarm in den Keller transportieren?

Unerwartet rasch kam der Tod für den Großvater. Er wehrte sich vehement, bei Bombenalarm von einem kräftigen Nachbarn in den Keller getragen zu werden und wollte in seinem Bett blei-

ben.

„Lasst mich doch hier sterben“, las seine Tochter von seinen Lippen ab.

Ein paar Tage nach dem Schlaganfall war er friedlich eingeschlafen, gerade als feindliche Maschinen wieder über das Dorf flogen.

Werner bemerkte wenig vom Ableben seines Großvaters, weil seine Mutter vieles von ihm fernhielt und ihn zu seinen Freunden auf die Straße schickte.

Ein Leichenwagen brachte ihn nach Hausach, wo er beerdigt wurde.

Als Willi Hase nach etwa zwei Wochen wieder bei der Familie Moser erschien, trug Anna ein schwarzes Kleid.

Hase fragte überrascht: „Was ist passiert?“

„Mein Vater ist plötzlich gestorben“, erwiderte sie und bekam feuchte Augen.

„Mein herzlichstes Beileid“, sagte er teilnahmsvoll.

Anna bedankte sich wie immer höflich für seine mitgebrachten Lebensmittel mit der Frage. „Wie kann ich mich revanchieren?“

„Überhaupt nicht. Sie haben jetzt andere Sorgen“, erwiderte er rasch und fand noch tröstende Worte, die Selbstverständlichkeiten ausdrückten.

„Am Tod kommt keiner vorbei“, und fügte etwas leiser hinzu: „Auch der Führer nicht.“

Für Anna blieb der sorgende Willi Hase ein Rätsel.

Einerseits munkelte man im Dorf, dass er und sein jüngerer Mitarbeiter Jörg Herz zur geheimen Staatspolizei gehörten, andererseits behauptete er sich wie ein Christ und half ihr so gut er konnte.

„Ob ein Mensch als Parteigenosse sich so verstellen muss?“, dachte sie, nachdem er sich mit einem freundlichen Gruß verabschiedet hatte.



8. Kellerleben

Immer mehr Truppenbewegungen fanden statt und einige Panzer verließen ihr Depot im Wald hinter dem Bahnhof.

Im September 1944 eilten Gerüchte durch das Dorf, nach denen die Alliierten mit aufständigen Franzosen einen Großteil von Frankreich den Deutschen wieder abgenommen haben sollten. Einige Dorfbewohner prophezeiten sogar, dass französische und amerikanische Truppen bereits Teile vom Elsass in Besitz genommen hätten. Die NSDAP-Kreisleitung verbreitete immer noch Endsiegparolen und die Ortsgruppenleitung ach-

tete darauf, dass die Bewohner das Dorf nicht verließen.

Der Lebensraum „Keller“ wurde immer wichtiger, weil fast täglich die Sirenen heulten und Bomberverbände über das Dorf flogen, um deutsche Städte in Schutt und Asche zu werfen.

Die Schutzsuchenden hatten sich ihre eigenen persönlichen Sicherheitsecken im Kellergewölbe des Wohnhauses eingerichtet.

Bombensicher war der Keller nicht, aber er bot Schutz vor Splintern und vielleicht auch vor Bomben, die versehentlich abgeworfen wurden und das Haus und den Keller nicht direkt trafen. Das Zusammensein der Kellerbewohner schaffte Verbundenheit und gab zusätzliche seelische Unterstützung.

Man litt, zitterte und hoffte gemeinsam, half sich gegenseitig und tauschte Informationen aus.

Werner gefiel es nicht, dass er nicht mehr auf den Hof durfte und den Ort der auf das Dach aufschlagenden Splitter nicht mehr lokalisieren konnte.

Obwohl der fehlende Schlaf die Kellerbewohner zusätzlich belastete, kam es dort selten zu verbalen Auseinandersetzungen.

Wenn es draußen besonders krachte und die Angst wuchs, betete die alte Frau Sager und gab damit auch einen Hinweis auf einen allmächtigen Gott, der über den schrecklichen Handlungen der Menschen steht und sie beschützen kann.

Doch sobald die Sirene mit einem lang anhaltendem Ton Entwarnung gab, verließen alle wieder den Keller, um im Haus oder in der Nachbarschaft in ihre Wohnungen zurückzukehren.

Obwohl es wenig Unterricht gab, ging Werner morgens in die Volksschule im Dorf.

Er freute sich auf seine Freunde, auf ein Murmelspiel hinter dem Schulhaus und wurde inzwischen als reicher Splitterbesitzer angesehen.

Hie und da zog er seine Uniform mit einem Gürtel mit Metallschloss, einen Schal mit Lederknopf an und ging selbstbewusst durch das Dorf.

Alte Bauern im Dorf lächelten über ihn und grüßten etwas spöttisch mit „Heil Hitler“.

Auch der alte Pfarrer sah seinen „Vorsänger“ ungerne in dieser Uniform.

Selbst der Parteigenosse Willi Hase vermied allzu viel Lob und reduzierte seinen Eifer mit den Worten: „Etwas wachsen und kräftiger werden musst du schon noch, Pimpf Werner“, mahnte Herr Hase, der wieder plötzlich auftauchte.

„Wann setzt unser Führer endlich seine Wunderwaffe ein, damit die vielen Flugzeuge endlich vom Himmel verschwinden, konterte Werner und fügte hinzu: „Vielleicht könnten die Fesselballone mit starken Stahlseilen höher gestellt werden, damit sie auch den schweren Bombern und nicht nur tieffliegende Jagdbomber die Flügel abreißen, bevor sie über unser Dorf fliegen.“

„Dann fallen die zerstörten Flugzeuge mit der tödlichen Bombenlast brennend auf euer Dorf“, erwiderte Herr Hase.

Werner wurde nachdenklich, da er sich noch gut an die brennenden Flugzeugteile erinnern konnte.

Seine Mutter, die wieder im Garten gearbeitet hatte, kam hinzu und unterbrach das Gespräch der Beiden vor der Haustür.

Willi Hase war sehr gesprächig. Er erzählte ihr in der Wohnung von seiner gescheiterten Ehe, schilderte den Charakter seiner Frau, die ihn wegen eines, in höherer Stellung stehenden Parteigenossen verlassen hatte.

Doch über seine eigene Aufgabe bei der Partei schwieg er weiterhin beharrlich.

„Über meine beruflichen Aufgaben darf ich leider nicht sprechen. Mein Kollege Herz ist ein fanatischer Führeranhänger, der mich wegen des Bruches der angeordneten Verschwiegenheit, bei unseren Vorgesetzten anschwärzen würde.“

Nun erzählte Anna ihm von ihrem Mann Karl Anton, der mit 42 Jahren Anfang des Jahres 1944 noch zum Volkssturm eingezogen worden war. Sie sprachen über die Zukunft von Werner und schließlich auch von der Hoffnung, dass alle den Krieg gesund überleben werden.

Anna gewann nach diesem Gespräch den Eindruck, dass Herr Hase vieles wusste, aber darüber nicht reden durfte.

Kaum war er gegangen, meldete sich die Woh-

nungsbesitzerin Frau Hermine Sager bei ihr.

„Ist Herr Hase jetzt weg? Er ist doch öfters bei Ihnen?“, fragte sie neugierig.

„Hie und da kommt er vorbei. Er ist ein Freund von Werner geworden und will ihn ein wenig fördern“, wick Anna geschickt aus.

„Die Beiden haben sich in der Kirche kennen gelernt“, fügte sie hinzu.

„So, so“, erwiderte Frau Sager etwas zweifelnd.

„Manche im Dorf sagen, dass Hase und sein Mitarbeiter bei der Gestapo seien und den verschwundenen Hugo suchen sollten, der wehrkraftzersetzende Aktivitäten durchgeführt haben soll.“

„Passen Sie auf. Trauen Sie ihm nicht blind“, mahnte sie. „Ich meine es nur gut mit Ihnen.“

„Keine Sorge, Frau Sager. Ich bin alt genug, um die Menschen zu kennen.“

„Alter schützt vor Torheit nicht“, erwiderte sie hartnäckig.

„Aber Dummheit ist auch eine Krankheit“, meinte Anna.

Mit den Worten: „Da haben Sie auch recht“, beendete Frau Sager ihre Fragerei.



9. Widerstand

Im Spätsommer 1944 kursierten Gerüchte im Dorf, dass die feindlichen Truppen bereits bis in das Elsass vorgerückt waren und man konnte schon Kanonendonner auf der linken Rheinseite hören.

Werner vergrub seinen Splitterschatz in einer alten Blechdose im Garten.

„Jetzt werden die Franzosen bald in unserem Dorf sein“, prophezeite Frau Sager und fuhr fort: „Dann hören auch die nächtlichen Umzüge in den Keller auf und wir können wieder den Sternenhimmel ohne Angst genießen.“

Am kommenden Tag wäre Helga beinahe im vorbeifließenden Bach ertrunken. Im letzten Augenblick wurde sie von ihrer Mutter aus dem strömenden Wasser gerettet.

Werner machte sich um beide mit seiner angeborenen Sensibilität große Sorgen.

„Erkälte dich nicht, Mama, du bist nass bis aufs Hemd!“, mahnte er, während sie seine Schwester abtrocknete.

Werner war stolz auf seine Mutter, die mit einem Sprung ins Wasser seine Schwester aus dem schnell fließenden Wasser gerettet hatte.

Herr Hase zog es indessen vor, Familie Moser nur noch kurzfristig aufzusuchen, um sie mit den wichtigsten Lebensmitteln zu versorgen.

Sein jüngerer Mitarbeiter Jörg Herz soll sich angeblich bei seiner Dienststelle über seine über-

triebene Beobachtung der Familie Moser geäußert haben.

Als Werner eines Abends auch noch die Frage stellte, ob der Führer wirklich eine Geheimwaffe besitze, antwortete Hase: „Ich weiß es nicht, Werner, wir siegen bis zum letzten Atemzug.“

„Was würden Sie tun, wenn der Feind immer näher rückt?“, fragte ihn Anna, als Werner das Zimmer verlassen hatte.

„Ich würde mich in Sicherheit bringen“, antwortete er.

„Also fliehen?“

„Ja, Frau Moser oder sagen wir besser geschickt ausweichen. Was könnte auch ein Einzelner mit einer Pistole gegen Artilleriegeschosse ausrichten. Da gehört schon viel dummer Fanatismus dazu.“

Anna glaubte an seine vernünftige Einschätzung der Lage und mahnte besorgt: „Aber jetzt müssen Sie gehen, sonst findet Ihr Kollege Herz noch einen Grund, gegen Sie vorzugehen.“

„Dazu wäre er sicher fähig“, erwiderte er.

„Also bis demnächst“, sagte er fast liebevoll und verließ ihre Wohnung.

Das Näherrücken des Feindes verbitterte Jörg Herz und das Suchen nach Erfolgserlebnissen in der eigenen Dienststelle wurde ihm zum Bedürfnis.

Für ihn gab es trotz der Übermacht feindlicher Flugzeuge, der angeblichen Befreiung Frankreichs durch die Alliierten noch immer keinen

Zweifel an der Unfehlbarkeit des Naziregimes. Der Führer hatte ihm Arbeit und Brot gegeben und Untreue gegenüber der Partei wäre für ihn undenkbar gewesen.

Bei seiner Grundeinstellung war es nicht verwunderlich, dass er den geringsten Verstoß gegen die Richtlinien der Partei schon als ein verfolgungswürdiges Verbrechen ansah.

Willi Hase konnte ihm nur mit Mühe einreden, dass seine Besuche bei Familie Moser reine Taktik seien, um schließlich Hugo Nathan habhaft zu werden.

Auch im Dorf regte sich zaghafter Widerstand gegen die propagandizierte Unbesiegbarkeit des Naziregimes.

Um Bauer Albert, der die Fahne des deutschen Reiches mit den Händen in der Hosentasche entehrte und dafür vom Fähnleinführer verprügelt wurde, bildete sich eine verschworene Gemeinschaft, die sich über die Niederlage der Armee mehr freute als über ihre Siege.

Doch die vom Propagandaminister Goebels über den Volksempfänger eingetrichterte Begeisterung für den Führer war in den jungen Köpfen tief verankert und hielt die Hoffnung auf eine Wunderwaffe wach.

Dennoch wuchsen auch unter den Schulkameraden erste Zweifel.

Eine vorsichtige Gegenströmung zum Naziregime war in einigen Bereichen im Dorfleben festzustellen.

Doch für Träumereien und übereilte Meinungsänderungen blieb allerdings wenig Zeit.

Die Abwehrflak bei Kehl traf erneut einen Bomber, dessen brennenden Trümmer über den Feldern unweit von Kork niedergingen.

Angeblich sollen sich die Piloten mit dem Fallschirm gerettet haben. Sie zu suchen gehörte auch zur Aufgabe einer im Dorf zufällig anwesende SS-Gruppe, die die im Wald hinter dem Bahnhof wartenden Soldaten für einen neuen Einsatz vorbereiten sollten.

Sie drohten mit Erschießungen von Dorfbewohnern, weil sie sich weigerten, genaue Ortsangaben über die Absprungstelle zu machen.

Werner rannte am frühen Morgen des nächsten Tages aus Angst vor Tieffliegerangriffen zum letzten Mal in die Volksschule im Dorf.

Der linksrheinische Geschützdonner war so deutlich zu hören, dass der Lehrer den Unterricht kurz entschlossen beendete.

„Geht rasch nach Hause. Die Front nähert sich. Seid vorsichtig“, sagte er bewegt.

„Jedenfalls werde ich Mama und meine Schwester beschützen, solange mein Vater an der Front ist“, murmelte Werner immer wieder, als er im Schutz von Häuserwänden nach Hause rannte. Er war überrascht, als er Herr Hase zu Hause antraf.

„Unsere Dienststelle wird verlegt und ich bin zurück in die Nähe von Offenburg versetzt worden“, sagte er, als Werner zu ihnen stieß.

„Wo wohnen Sie dort?“, fragte Werner.

„In irgendeiner Kaserne wird unsere Gruppe untergebracht“, antwortete er ausweichend.

„Wiedersehen, Herr Hase“, sagte er rasch und verschwand durch die Haustür.

„Auf Wiedersehen, Werner“, rief Herr Hase ihm hinterher.

„Er ist neugierig und immer voller Unruhe“, entschuldigte sich Anna für sein Benehmen.

„Sollen wir in den Schwarzwald fliehen?“

„Ja, vielleicht sind Sie dort in Sicherheit, Frau Moser. Vermutlich wird der Feind aus Frankreich mit Booten über den Rhein nach Deutschland vorrücken. Da alle Rheinbrücken gesprengt worden sind, wird der Vormarsch noch einige Zeit dauern.“

„Vielleicht kann ich mit Werner und Helga vorübergehend in Hausach in der Wohnung in der Klosterstraße bei meinen Schwiegereltern Unterschlupf finden. So habe ich es mit meinem Mann Karl Anton vor seiner Einberufung zum Volkssturm für den Notfall besprochen.“

„Das ist eine gute Idee“, unterstützte er ihre Absicht.

„Nochmals vielen Dank für Ihre Hilfe, die Sie meiner Familie zuteil werden ließen“, sagte sie mit gedämpfter, trauriger Stimme.

Die Trennung von einem hilfsbereiten Menschen tat ihr leid. Herr Hase war in der Not zu einem Freund geworden.

Die Verabschiedung wurde durch das Läuten

der Hausklingel unterbrochen.

„Ich sehe nach, wer draußen ist. Bleiben Sie hier“, sagte Anna rasch.

Jörg Herz stand vor der Tür.

„Ist Hase hier?“, fragte er ungeduldig.

Willi Hase vernahm die Stimme seines Mitarbeiters und zog es vor, ihm aus der Wohnung zu antworten, bevor Anna eine Ausrede erfinden konnte.

„Ich komme, Herz“, rief er laut und deutlich.

„Los, mach' schon, Hase. Es ist jetzt Schluss mit der gefühlbetonten Suche nach Hugo“, erwiderte er verärgert.

„Wir müssen vordringlich einen neuen Auftrag erfüllen. Es eilt!“

Dann ging er rasch zum wartenden Auto.

„Auf Wiedersehen und Heil Hitler“, rief sie ihnen laut hinterher.

Sie wollte auf keinen Fall, dass der Freund in der Not Schwierigkeiten mit seinem Kollegen bekommen konnte.



10. Flucht

Der Aufenthalt im Dorf wurde im November 1944 immer gefährlicher.

Die Ungewissheit über die militärische Bedrohung erfasste alle Dorfbewohner.

Straßburg wurde von den Franzosen eingenommen und am 23.11.1944 wehte die Trikolore auf dem Straßburger Münster.

Gerüchte, Vermutungen, immer begleitet von geräuschvollen Detonationen festigte bei Anna die Absicht, ihre Wohnung mit ihren Kindern zu verlassen und wie sie mit ihrem Mann vereinbart hatte, nach Hausach zu fliehen.

Nun flogen auch schon die ersten Artilleriegeschosse ins Dorf. Die Angst von herumfliegenden pfeifenden Granaten und Splitter getroffen zu werden, trieb sie zur Eile an.

Dinge, die für eine Flucht wichtig erschienen, wie Decken, Kleidung usw. wurden in dem kleinen Handwagen untergebracht, zumal die Nächte schon ziemlich kalt werden konnten.

Vieles was Anna ans Herz gewachsen war, musste in der Wohnung in Kork zurückbleiben. Auch Werner fiel es schwer, das vertraut gewordene Dorf, seine Freunde, die kleine Kirche, wo er mit dem alten Pfarrer Kirchenlieder eingeübt hatte, seine Nachbarn, seinen verborgenen „Splitterschatz“ und vieles mehr zu verlassen. Zusammen mit anderen Flüchtlingen aus der Umgebung verließ Anna in der Dunkelheit mit

ihren Kindern das Dorf.

Werner und seine Mutter zogen den Handwagen, während seine Schwester Helga nebenher lief oder zwischendurch auf einem zusammengerollten Teppich auf dem Wagen saß.

Außerhalb des Dorfes hörten sie immer wieder pfeifende Geschosse und den lauten Knall der Einschläge.

So glaubten sie, dass es richtig war, Kork zu verlassen.

Aber die Ungewissheit über ihre Zukunft war nicht weniger bedrückend.

Anna fragte sich: „Was werden die alten Schwiegereltern sagen, wenn sie in ihrem verdienten Ruhestand in ihrer kleinen Wohnung die Last einer zusätzlichen Familie auf sich nehmen müssen? Gefallen wird es ihnen sicher nicht, wenn sie unerwartet mit dem Handwagen und ihren Habseligkeiten vor der Tür stehen werden. Aber irgendwie muss es weitergehen, dachte sie und zog kräftig am Wagen.

„Warum ziehst du so stark, Mama?“, fragte Werner.

„Es ist mir nicht aufgefallen“, wick sie seiner Frage aus, wohl wissend, dass sie mit einem Ruck ihre finsternen Gedanken verdrängen wollte.

Selbst Helga rief vom Wagen: „Soll ich absteigen Mama?“

„Nein, Helga, bleibe ruhig sitzen, es ist nur etwas holprig und es geht etwas bergan.“

Der Mond schaute in den Herbsttagen trübe zwischen den Wolken über den Schwarzwaldbergen hindurch, war aber immer noch hell genug, um ihnen den Weg zu weisen.

Vor oder hinter ihnen hörten sie Gespräche flüchtender Menschen, die ebenso wie sie mit alten Koffern oder Taschen unterwegs waren. Als die übrigen Flüchtlinge die kleine Helga auf dem vollgeladenen Handwagen sahen, empfanden sie Mitleid und ließen sie unbehelligt weiterziehen.

Sie saß schweigend auf dem zusammengerollten Teppich. Darunter befand sich ein alter Karton, in dem ihre Mutter zwei Kommisbrote, Marmelade, Kunsthonig und eine wertvolle geräucherte Salami als Notverpflegung verstaut hatte, die sie von Willi Hase bei seinem letzten Besuch erhalten hatte.

Wenn auch sehr mühsam, kamen sie den dunklen Bergen immer näher, die wie eine dunkle Front vor ihnen standen.

Schließlich gelangten sie an eine Kreuzung, wo sie nicht mehr weiter wussten.

Anna hatte sich immer nach den hohen Bergen des mittleren Schwarzwaldes gerichtet, in denen sie in ihrer Jugendzeit viel gewandert war und unbeschwert fröhliche Lieder gesungen hatte.

Die Erinnerungen gaben ihr Kraft, unbeirrt weiter zu gehen.

Dort in ihrer früheren Heimat gibt es viele verborgene und vertraute Plätze, die dem Feind

kein Ziel bieten können, weil sie strategisch unbedeutend sind, dachte sie.

Plötzlich wurden ihre Gedanken wieder von lauten Reden unterbrochen.

Ein Mann mit einem kleinen Mädchen kam von rechts ebenfalls auf die Kreuzung.

„Wo geht es weiter?“, fragte das junge Mädchen.

„Wir wissen es auch nicht“, antwortete Anna wahrheitsgetreu und fuhr fort: „Ihr seid auf der Flucht in den Schwarzwald?“

„Ja, wir wollen die größere Stadt Offenburg umgehen, um dort von deutschen Soldaten nicht erwischt zu werden“, antwortete der kräftige Mann, der ebenfalls einen kleinen, beladenen zweirädrigen Leiterwagen hinter sich herzog.

„In dieser Nacht werden wir es nicht mehr schaffen, unser Ziel im Kinzigtal zu erreichen“, fuhr er fort.

Anna war zunächst froh, dass sie einen gemeinsamen Weg hatten und in das gleiche Tal wollten. Doch als sie in der Dunkelheit bemerkte, dass der Fremde einen Soldatenrock trug, wurde sie vorsichtiger.

„Wir sind auf der Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit“, unterbrach der Soldat ihre Gedanken.

„Bis in das Schwarzwaldtal schaffen wir es in dieser Nacht nicht. Es ist jetzt bereits zwei Uhr“, fügte er hinzu und die Kinder sind todmüde

„Aber wo?“, fragte Anna.

„Vielleicht gibt es dort drüben in dem alten Schopf etwas Heu, worauf wir uns ausruhen können.“

„Dort, Mama“, rief Werner plötzlich dazwischen und deutete auf die dunklen Umrisse des Gebäudes.

Nachdenklich und zurückhaltend folgte Anna dem fremden Soldaten.

Aber seine Erklärung war logisch und die Sorgen um die Kinder begründet.

Der alte Schopf war sicher kein Hotel, aber ausreichend Heu lag herum, um für Werner und Helga ein Bett herzurichten, in denen sie sich nach den Strapazen ausruhen konnten.

Auch der Soldat schien sich im „Betten machen“ auszukennen. Er empfahl Anna, den Läufer auf ihrem Wagen als Unterlage zu verwenden.

Zu längeren Gesprächen und Erklärungen kam es danach in Anbetracht der Notlage nicht mehr. Die Flüchtlinge fielen übermüdet in einem wohlthuenden Schlaf, nachdem jeder eine provisorische Schlafstätte eingerichtet hatte.

Zwar wachte Anna anfangs immer wieder auf, wenn sich der fremde Soldat in der gegenüberliegenden Ecke des Schuppens umdrehte, doch schließlich übermannte auch sie der Schlaf.

Der nächste Tag kam mit neuen Sorgen.

Die Angst bei Tageslicht entdeckt zu werden, fesselte die Flüchtlinge an dieses Versteck.

Tiefflieger waren schon in aller Frühe über den Tabakschopf geflogen und jeder Aufenthalt im

Freien hätte den Verdacht auf ein Widerstandsnest erwecken können.

Als Werner etwas leichtsinnig mit dem fremden Mädchen vor die Tür rannte, wurden sie von dem Soldaten energisch zurückgeholt.

„Seid ihr lebensmüde! Wenn der Pilot eines Tief-
fliegers euch entdeckt, beschießen sie unseren
Schopf“, schimpfte er mit seiner Tochter.

„Du bleibst jetzt hier und hilfst der Frau beim
Herrichten der Verpflegung“, fuhr er fort.

„Hol mir ein Kommisbrot und die Marmelade aus
dem Karton im Leiterwagen, Werner“, befahl
Anna ebenfalls im strengen Ton, die durch das
unvorsichtige Verhalten der Kinder ebenfalls
verärgert war.

„Ja, Mama“, antwortete er kleinlaut.

„Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als
uns den ganzen Tag hier aufzuhalten“, sagte
der Soldat und fuhr fort: „Übrigens mein Name
ist Gerhard und meine Tochter heißt Alma.“

„Nennen Sie mich Anna“, erwiderte sie „Das ist
mein Sohn Werner und meine Tochter Helga.“
Gerhard erzählte, dass er bei seiner Einheit in
Frankreich war und auf dem „letzten Drücker“
noch über die Rheinbrücke flüchten konnte, be-
vor sie gesprengt wurde.

Sein Haus sei von Bomben getroffen worden
und seine Frau sei dabei ums Leben gekom-
men. Nur seine Tochter Alma hatte überlebt,
weil sie sich zum Zeitpunkt des Angriffes bei
seiner Schwiegermutter aufgehalten hatte.

„Nun können sie sicher die Flucht mit meiner Tochter verstehen. Dem Krieg müssen wir ausweichen, die einzige Möglichkeit zu überleben.“ Anna dachte an die Worte, die Willi Hase auch gebraucht hatte und so ähnlich geklungen hatten.

„Aber ihre Uniform könnte sie verraten“, erwiderte Anna.

„Ja, ich weiß. Ich brauche so schnell wie möglich zivile Kleidung“, entgegnete er rasch.

„Ich habe eine alte Jacke gesehen“, mischte sich Werner ein.

„Wo?“

„Auf dem alten Pflug, dort hinten in der Ecke.“

„Ein vielleicht lebensrettender Hinweis.“

Gerhard eilte zu dem abgestellten Pflug und fand ein zerrissenes Kleidungsstück, in das er gerade hineinpasste.

„Gut beobachtet, ich danke dir, Werner.“

Werner war froh, dass er auf diese Weise seinen Fehler, bei Tageslicht vor den Schopf zu laufen, wieder gut machen konnte.

Er blickte lächelnd zu Alma, die ihren Vater in der neuen Kleidung amüsiert betrachtete.

Alma gefiel ihm gleich, weil sie sich ungeniert wie ein Lausbub verhielt.

Außerdem war sie schon etwas älter als er und von ersten Veränderungen zur Frau nicht weit entfernt.

„Wollen wir ein Murnelspiel machen“, fragte Werner, der noch einige schöne Murneln und

Splitter in einem Leinensäckchen bei sich trug, die er nicht vergraben hatte.

„Gerne“, erwiderte Alma, der das langweilige Nichtstun im Versteck auch nicht gefiel.

Sie verzogen sich in eine Ecke, wo die Lichtstrahlen durch die Bretterwand auf den Scheunenboden fielen.

Alma besaß trotz ihrer Jugend soviel Klugheit, um Werner auch in kritischen Spielsituationen recht zu geben.

„Ja, du hast gewonnen, Werner“, tröstete sie ihn.

Werner war begeistert von ihrer Nachgiebigkeit, die er bei seinen Spielkameraden Karl, Fritz und Egon in Kork nie fand.

Häufig kam es mit ihnen zu Rechthabereien, wenn die Murmeln in kritischer Entfernung vom Ziel geschätzt werden mussten.

Alma überließ ihm charmant das Vorrecht und Werner empfand das erste Mal in seinem Leben, dass Mädchen auch reizvoll sein können. Zwar hatte er zuvor auch Freundinnen, die ihm mehr oder weniger von seinen Freunden angepöbeln wurden, aber mit diesen hatte er sich nie zu einem Murrenspiel heruntergelassen.

Als Alma ihm fast mütterlich über den Kopf strich, lief es ihm wohlig über den Rücken.

Er sah sie begeistert an und entdeckte ihre schönen dunklen Augen, die ihm wie wertvolle Murmeln vorkamen.

Irgendwie besaßen sie große Ähnlichkeit mit

den Augen seiner Mutter.

Als Werner sie gedankenversunken anblickte, weckte sie ihn auf: „Hallo, träumst du? Du bist dran!“

Werner sah wieder ihr frohes unbeschwertes Lachen, das die augenblickliche Lage, in der sie sich befanden, überstrahlte.

Draußen in der Ferne ertönte das Heulen der Tiefflieger, das Rattern der Bordkanonen über den Außenbezirken der Stadt Offenburg und hier drinnen in den alten Schopf erwachte ein zartes Pflänzchen liebevoller Zuneigung.

Anna und Gerhard, die durch ein kleines Fenster und durch Spalten die Umgebung der Scheune beobachteten, um gegebenenfalls sich rechtzeitig unter altem Gerümpel verstecken zu können, sahen mit Verständnis den beiden spielenden jungen Menschen zu.

Ein Stück Hoffnung auf eine friedliche Zeit oder vielleicht das letzte Glück auf der Erde? Wer weiß schon, was die Zukunft bringt.

„Dort hinter den Hecken halten sich zwei Soldaten auf“, flüsterte Anna plötzlich.

„Ich sehe Sie“, antwortete Gerhard.

„Seid ruhig und versteckt euch hinter den alten Brettern“, rief er den Kindern zu. „Rasch!“

Ängstlich zusammengekauert hinter alten Brettern und aufgestellten Holzbalken blieb eine ungewohnte körperliche Berührung zwischen Alma und Werner nicht aus.

Wieder spürte Werner ihre wohlige „Wärme“, die

von ihr ausging.

Einen Augenblick träumte er.

Aber nur einen kurzen Augenblick.

Stimmen, Klopfen und Knarren der Holztüre und schon waren zwei Soldaten in der Scheune.

„Jemand da“, rief einer mit energischer Stimme. Anna und Gerhard beschäftigten sich mit herumliegenden Tabakblättern und antworteten ruhig:

„Hier sind wir.“

„Was machen Sie?“

„Wir räumen den Schopf auf. Jedes Tabakblatt ist für unsere Soldaten an der Front wichtig“, antwortete Gerhard in seiner zerrissenen Jacke und fügte hinzu: „Wenn Sie einige Tabakblätter haben wollen, greifen Sie nur zu.“

„Wie heißen Sie und wo ist Ihr Hof?“, unterbrach ihn einer der Soldaten.

„Wir sind die Familie Schmitt aus dem Dorf. Ich heiße Gerhard und das ist meine Frau Anna. Dann haben wir noch drei Kinder, Alma, Werner und unser Töchterchen Helga“, log er ausführlich, da er mit einer Untersuchung rechnete, bei der die versteckten Kinder entdeckt worden wären.

„Sollen wir ihm glauben?“, fragte ein Soldat seinen Kameraden.

Sie warfen noch einen Blick hinter die Strohballen, konnten aber keine Schlafgelegenheit entdecken, die auf einem Unterschlupf von Deserteurern hindeutete, da Anna die Lagerstätten in weiser Vorsicht so umgestaltet hatte, dass kein

Hinweis auf eine Ruhestätte zu sehen war.

„Komm, wir hauen ab“, sagte schließlich der wortführende Hauptgefreite.

„Nehmen Sie das Häufchen Tabak mit“, befahl er seinem Kameraden und zu Gerhard gewandt warnte er: „Sollten Ihre Aussagen nicht stimmen, werden Sie erschossen.“

Danach verließen die beiden Soldaten ohne weitere Bemerkungen die Scheune.

„Glück gehabt“, sagte Anna erleichtert nach einer Weile.

„Glück müssen wir im Krieg haben, sonst überleben wir ihn nicht“, erwiderte er.

Inzwischen war es Nachmittag geworden und Werner war ein wenig traurig, dass er sich irgendwann von Alma trennen musste.

Er wusste noch nicht, dass die „angeblichen Eltern“ beschlossen hatten, die Flucht gemeinsam fortzusetzen.

Helga hingegen benahm sich tagsüber unauffällig und blieb ruhig.

Als sie ihr Geschäft in einer entfernten Ecke in der Scheune mit Hilfe ihrer Mutter und mit zerschnittenem Zeitungspapier erledigt hatte, spielte sie wieder mit ihrer alten Stoffpuppe.

Vielleicht spürte sie, dass sie die ungewohnten Verhältnisse und die fehlende Toilette akzeptieren musste.

„Gehen wir bald, Mama“, flüsterte sie und passte sich so der gedrückten Stimmung an.

„Ja, Helga, gleich. Setze dich wieder auf den

Teppich in unseren Handwagen, der schon abfahrbereit im Schopf steht“, erwiderte sie und drückte sie an sich.

„Morgen sind wir bei Oma und Opa im Schwarzwald“, tröstete sie ihre Tochter.

Gerhard hatte in der Zwischenzeit anhand einer alten Generalstabskarte die Gegend ausgespäht und glaubte, einen Weg gefunden zu haben, der zwischen Offenburg und Appenweier in das Kinzigtal zu den Bergen führt.

Bahnlinien, bebaute Gebiete, Hauptstraßen und sonstige strategische interessante Einrichtungen, wie Kasernen, Bunker usw. durften nicht unmittelbar an ihrem Weg liegen.

„Vielleicht bleiben wir auf dieser Route un bemerkt“, sagte er zuversichtlich.

„Ich gehe mit Alma vor und du bleibst hinter mir mit deinem Wagen“, ordnete er zu Anna gewandt an.

Für die durch Zufall entstandene „Notfamilie“ war die Anrede mit dem vertrauten „du“ lebenswichtig, um nicht aufzufallen.

„Hast du etwas dagegen, Anna?“

„Natürlich nicht, Gerhard“, erwiderte sie lächelnd.

Als das Abendlicht im Westen erloschen und Geschützdonner zu hören war, zog die Notfamilie Schmitt weiter zu den Bergen des Schwarzwaldes.

Sie suchten ihren Weg dort, wo es ruhig und dunkel war.

Anfangs kamen sie gut voran. Die Richtung stimmte und die Berge waren schon greifbar nah, als das erste Hindernis auftrat.

Sie mussten die Bahnlinie und eine geteerte Landstraße zwischen Offenburg und Appenweier überqueren, die von Militärfahrzeugen befahren wurde, um auf der gegenüberliegenden Seite dem Feldweg zu folgen.

„Bleibt zurück“, rief Gerhard. „Ich will näher ran, um zu sehen, ob noch mehr Fahrzeuge kommen.“

Es dauerte eine geraume Zeit, bis eine Kolonne vorbei war.

„So, jetzt kommt“, rief er.

Er hatte mit Alma schon die Straße überquert, als noch ein Motorrad mit abgeblendetem Licht auftauchte, das er übersehen hatte.

Es war einerseits ein Pech, dass Anna und Werner mit dem vollbeladenen Wagen in einer auf dem Feldweg befindlichen Vertiefung hängen geblieben waren, andererseits aber ein Riesenglück, da sie dadurch dem Motorradfahrer nicht in die Quere kamen.

Mit Verzögerung erreichten sie schließlich ungeschoren die andere Straßenseite.

„Glück gehabt“, sagte Anna erleichtert.

„Glück hat nur der Tüchtige“, lobte Gerhard, der die tapfere Anna bewunderte.

„Irgendwie müssen wir unweit von Zell-Weierbach auf einer Nebenstraße in Richtung Ortenberg, um nach Ohlsbach zu gelangen, wo

mein Onkel eine verlassene Scheune besitzt.“
„Ich verlasse mich ganz auf dich. Nebenstraßen oder Feldwege kenne ich hier nicht. Glaubst du, dass wir vor Tagesanbruch dort sein werden?“
„Das ist schwer vorauszusagen und hängt von der Geländelage ab. Einerseits dürfen wir nicht zu nahe an die Bahnhofsanlagen von Offenburg gelangen, weil diese immer wieder ein Ziel feindlicher Bomber sind, andererseits können wir auch nicht über Wanderwege durch die Berge fahren, da wir mit unseren Leiterwagen auf Straßen oder ebene Feldwege angewiesen sind.“

„Wohin jetzt“, fragte Anna, als sie an einer schmalen Straße angelangt waren, die in die Nähe des Offenburger Hauptbahnhofes und von dort ins Kinzigtal führte.

„Diese Straße Richtung Offenburg ist sehr gefährlich“, erwiderte Gerhard: „Aber wir müssen es wagen.“

„Vielleicht die einzige Möglichkeit schnell ins Kinzigtal zu kommen. Je langsamer wir sind, umso mehr Gefahren sind wir ausgesetzt“, unterstützte ihn Anna.

„Versuchen wir es“, entschied er.

„Wir ziehen fest und gehen schnell“, warf Werner dazwischen.

„Das tun wir“, unterstützte Alma seinen Vorsatz. Die rasche Fahrt der beiden Handwagen erzeugte Lärm.

Werner traten vor Anstrengung Schweißtröpf-

chen auf die Stirn.

Angst begleitete sie und erreichte ihren Höhepunkt, als plötzlich in Offenburg die Sirenen heulten.

„Fliegeralarm“, rief Gerhard: „Verdammter Mist!“ Kurz entschlossen bogen sie in einen Hof am Rande der Stadt ein.

Dort unter den alten Bäumen war es so dunkel, dass man die Hand nicht vor den Augen sah.

„Die Kinder legen sich sofort auf eine Decke unter dem Handwagen, wenn Flugzeuge auftauchen“, befahl Gerhard.

„Machen wir“, erwiderte Werner.

Irgendwie fand er es schön, Alma wieder näher zu kommen.

„Komm, Alma, wir legen uns unter euren Wagen, dort ist mehr Platz, weil die Räder größer sind.“

„Aber Helga dürft ihr nicht alleine lassen“, mahnte Anna.

„Nein, tun wir nicht“, gab Alma zur Antwort.

Ein lautes Brummen war zu hören und die Kinder schlüpfen zu Dritt unter Gerhards zweirädrigen Handwagen.

Werner, dem das Dröhnen des Flugzeugmotors vertraut war, schätzte die Zielrichtung der Bombenverbände richtig ein.

Sie fliegen schon über uns, dachte er und vermutete, dass ihre Bomben über sie hinwegfliegen würden, wenn sie in diesem Augenblick bei hoher Geschwindigkeit abgeworfen werden wür-

den.

„Sie haben uns nicht entdeckt“, flüsterte er Alma freudig ins Ohr.

„Glaubst du?“

„Ja, ich bin mir ganz sicher.“

Kurze Zeit später kündigte die Sirene Entwarnung an.

Erleichtert zogen sie mit neuer Kraft hoffnungsvoll ihre Wagen über die Hauptstraße Richtung Ortenberg, Ohlsbach und wichen bei herannahenden Fahrzeugen immer wieder auf Feldwege aus oder versteckten sich hinter Büschen und Bäumen.

Als die Sonne am frühen Morgen einen hellen Rand um die Berge des Schwarzwaldes legte, erreichten sie erschöpft die Scheune von Gerhards Onkel in Ohlsbach.

Aber welche Enttäuschung, eine Gruppe von angeblichen Flüchtlingen hatte dort bereits ihr Lager bezogen und war über die Störung am frühen Morgen verärgert. Sie belegten die Ruheplätze im Heu, an die Gerhard sich erinnerte. Mit seiner zerrissenen Jacke war er weder vertrauenserweckend noch Respekt einflößend.

„Hier ist kein Platz mehr“, tönte es aus der Ecke.

„Sucht euch etwas anderes“, pflichtete eine tiefe Männerstimme bei.

„Wir müssen uns ausruhen“, erwiderte Anna.

„Unsere Kinder sind erschöpft.“

Widerwillig stimmten sie zu.

Anna setzte sich mit den Kindern auf einen

Strohballen und Werner schmiegte sich schutzsuchend an seine Mutter, während Alma die kleine Helga umarmte.

Die Handwagen ließen sie vor der Scheune stehen.

„Ich gehe gleich zu meinem Onkel und meiner Tante drüben auf den Hof. Haltet es so lange hier aus, bis ich wiederkomme.“, flüsterte er Anna ins Ohr.

Gerhard wusste, dass er mit einer zerrissenen Jacke wie ein Bettler aussah, was ihm allerdings auch als Tarnung ausgelegt werden konnte.

Nach einer halben Stunde wurde überraschend die Tür der Scheune aufgerissen.

Das Licht des Morgens drang ins Innere.

„Alle Männer heraustreten! Wer Widerstand leistet wird erschossen!“

Mit halbgeöffneten Augen sah Anna, wie drei Männergestalten gebückt aus der Scheune zu den draußen wartenden Soldaten gingen.

„Na, wen haben wir denn da?“, sagte einer der Soldaten. „Ihr wollt euch wohl aus dem Staub machen.“

„Schau, schau, Gefreiter Maus, Müller und Gerber. Ihr wisst was Fahnenflüchtigen blüht?“

Anna hörte noch, wie sie sich draußen vor der Scheune entschuldigen wollten.

„Wir wollten doch nur ...“

„Hört auf zu jammern. Das könnt ihr alles dem Feldwebel eurer Einheit beichten. Los kommt mit!“

Dann hörte sie, wie sich die Soldaten mit den Fahnenflüchtigen entfernten.

„Was ist, Mama“, fragte Werner im Halbschlaf.

„Sie sind weg und wir sind alleine“, flüsterte seine Mutter.

Werner entdeckte erfreut ihre leeren Lagerstätten.

„Ich lege mich mit Alma und Helga auf ihre Plätze. Dann stören wir dich nicht.“

„Ja, Werner, macht das“, stimmte sie seinem Vorschlag zu.

Nach einer Stunde wurde das Scheunentor erneut geöffnet. Anna erschrak.

„Ich bin's“, flüsterte Gerhard

Sie erkannte sofort seine Stimme.

„Sind die Anderen weg“, fragte er überrascht.

„Ja, es waren Fahnenflüchtige, die von Soldaten abgeholt wurden.“

„Glück gehabt, dass ich in diesem Augenblick bei meinem Onkel war“, antwortete er erleichtert.

Er trug jetzt saubere Arbeitskleidung, die ihn als Bauer oder Knecht auswies.

„Ich verriegele die Tür, damit wir uns noch einige Stunden ausruhen können. Wir werden bei Tageslicht in der Scheune bleiben müssen, weil sich draußen noch überall Soldaten aufhielten. Heute, am Nachmittag, will uns Onkel Erwin oder Tante Lisa noch etwas zu Essen bringen“, flüsterte er, um die schlafenden Kinder nicht aufzuwecken.

Anna nickte erfreut.

Es waren erholsame Stunden. Sie schliefen besser als in einem Vier-Sterne Hotel. Keine Flugzeuge und kein Geschützdonner waren während den Morgenstunden zu hören.

Werner und Alma wachten als erste durch Vogelgezwitscher auf.

„Das sind Spatzen die Körner aus der Scheune klauen“, sagte er leise zu Alma. „Sie können froh sein, dass ich keine Steinschleuder bei mir habe, sonst würde ich die Ruhestörer vertreiben“, flüsterte er.

Alma lachte.

Ihre „Murmelaugen“ übten eine seltsame Wirkung auf ihn aus.

Nun wurden auch die „Eltern“ der „Notfamilie“ wach.

„Habt ihr alle etwas geschlafen“, fragte Anna.

„Wie die Murmeltiere“, antwortete Werner, der sich von den Augen Almas auch sprachlich beeinflussen ließ.

„Wir können doch bis mein Onkel kommt, noch etwas ausruhen“, empfahl Gerhard. „Wir brauchen den Schlaf für die kommende Nacht.“

„Kannst du mit Alma nicht bei deinem Onkel bleiben, bis der Krieg vorbei ist?“, fragte Anna.

„Vielleicht? Das Dorf ist sehr klein und jeder kennt jeden. Es gibt überall unverbesserliche Nazianhänger, denen nicht zu trauen ist. Nichts ist leichter, als einen wehrfähigen Mann zu verraten, der nicht ins Dorf gehört, um sich ein

„weißes Füßchen“ zu machen.“

Anna stimmte zu und dachte sofort an den hilfsbereiten Hugo in Kork.

„Das ist ein böser Krieg ohne Gott. Sie kämpfen und verraten sich bis zum bitteren Ende“, antwortete sie.

„Keine Fragen stellen und nicht denken. Menschlichkeit ist ein Fremdwort geworden“, fügte Gerhard hinzu.

Nachmittags gab es schließlich ein Festessen in der alten Scheune.

In einer großen Schüssel brachte Tante Lisa und Onkel Erwin deftiges Gulasch mit einer riesigen Portion selbstgemachter Spätzle. Für jeden einen Teller und Löffel. Dazu gab es noch selbstgebackenes Holzofenbrot.

„Esst den Gulasch und die Spätzle, bevor sie ganz kalt werden“, empfahl Tante Lisa, die mit ihrem Kopftuch einer Bauernfrau glich, die Anna an eine frühere Nachbarin in Oberwolfach erinnerte, wo sie mit ihren Eltern eine zeitlang gelebt hatten.

Gutmütig umsorgte Tante Lisa die Kinder.

„Es ist noch genug da“, sagte sie immer wieder und hatte ihre Freude daran, wenn sie tüchtig aßen.

Sie konnte schon lange niemanden mehr verwöhnen, der so hungrig und dankbar war.

Ihr einziger Sohn wurde vor etwa einem Jahr nach Russland an die Front eingezogen. Seit einigen Monaten kam kein Lebenszeichen mehr

von ihm.

„Wir machen die Arbeiten auf dem Hof alleine, so gut wie wir es noch können. Zwar bekommen wir immer wieder mal Aushilfskräfte, die für Butter und Brot bei uns arbeiten“, sagte Tante Lisa.

„Der junge Tannenwald müsste schon längst ausgeputzt werden“, warf Onkel Erwin ein. „Er ist fast undurchdringlich geworden“, und fügte hinzu: „Vielleicht kann uns Gerhard einige Tage helfen?“

„Ist das nicht zu gefährlich für Gerhard?“, fragte Anna, die Zweifel in seinem Gesicht entdeckt hatte.

„Aber nein, junge Frau“, erwiderte der Onkel sofort. „Er würde als Aushilfskraft, die mir Oskar, der Ortsbauernführer, schon früher zur Verfügung gestellt hat, eingestuft.“

„Aber was werden die Leute im Dorf herumerzählen?“, warf Gerhard dazwischen.

„Genau das, was ich ihnen mit Unterstützung von Oskar erzählen werde. Macht euch darüber keine Sorgen.“

Gerhard warf einen Blick zu Anna, die zustimmend nickte.

Nun erzählte Anna, wo sie herkamen und dass sie mit ihrem Sohn Werner und ihrer Tochter Helga bei den Schwiegereltern in Hausach unterkommen wollte, um dort das Kriegsende und die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten.

Werner hörte dem Gespräch mit etwas Wehmut zu und mischte sich dazwischen: „Und Alma,

bleibt sie auch hier?“

„Ja, Werner“, antwortete die Mutter sofort.

„Sie muss doch auf ihren Vater aufpassen“, fügte sie tröstend hinzu.

Sie hatte längst erkannt, dass Werner wohl das erste Mal in seinem Leben Zuneigung zu einem Mädchen empfand.

Werner schwieg und blickte traurig in die „Murmelaugen“ von Alma.

„Wenn sie hier bleiben muss, soll sie auch meinen schönsten Splitter haben.“

Spontan holte er ihr einen schönen Splitter aus dem Leinenbeutel, den er mit einer Schnur an seinem Hals befestigt hatte.

Alma bedankte sich zunächst etwas verlegen, dann fasste sie sich Mut und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

„Danke dir, Werner. Er wird mich immer an dich erinnern.“

Werner verließ plötzlich die provisorische Mittagstafel und rannte mit feuchten Augen aus der Scheune.

„Hol ihn zurück, Alma“, bat ihr Vater. „Man hat's nicht leicht, wenn man jung ist“, fügte er hinzu.

Indessen bot Onkel Erwin an, dass er Anna mit ihren Kindern mit dem Ochsenkarren das Kinzigtal hochbringen könnte.

„Ihren kleinen Handwagen binden wir hinten dran. Ich werde bei einer Militärkontrolle sagen, dass ich die arme Frau mit ihren Kindern aufgelassen habe, die vor dem Feind an der Grenze zu

Frankreich geflohen sei. Wir fahren bis zu meinem Freund in der Nähe von Steinach. Von da ist es bis Hausach nicht mehr weit und ihr könnt euren Wagen abseits der Hauptstraße über Boltenbach und Fischerbach ziehen. Bleibt aber immer rechts der Kinzig.“

Alma und Werner kamen durch die Tür und unterbrachen die hilfsbereiten Vorschläge des Onkels von Gerhard.

Werner lief gleich zu seiner Mutter und umarmte sie.

„Habt ihr euch versöhnt“, fragte sie, obwohl sie ahnte, was in Werner vorging.

„Ja, Mama. Alma hat mir versprochen, einen Brief nach Hausach zu schreiben“, flüsterte er ihr glücklich ins Ohr.

„Wollen Sie sich wirklich der Gefahr aussetzen und uns bis Steinach bringen? Ihr Wagen mit dem Ochsengespann bietet doch ein angreifbares Ziel für Tiefflieger.“

„Wir fahren unbeleuchtet. Die Piloten oder Beobachter in den Flugzeugen können uns dann bei Dunkelheit nur entdecken, wenn sie Leuchtkugeln abschießen. Machen Sie sich keine Sorgen, ich kenne jeden befahrbaren Feldweg in dieser Gegend und weiß genug Unterstellmöglichkeiten in Bauernhöfen, wo wir uns im Notfall verstecken können.“

„Wie soll ich Ihnen nur danken?“, fragte Anna.

„Keinen Dank, junge Frau, Ich sehe es als meine Pflicht, das Leben von Menschen zu retten

oder ihnen zu helfen.“

Indessen warf Werner immer wieder Blicke zu Alma, die sie strahlend erwiderte.

Sie verstand mit ihren jungen Jahren schon viel von weiblicher Koketterie.

Die Stunden vergingen rasch und Müdigkeit machte sich nach dem guten Essen bemerkbar.

„Ruht euch noch etwas aus“, empfahl Gerhard.

„Mein Onkel wird euch rechtzeitig bei beginnender Dunkelheit wecken.“

Anna, Werner und Helga befolgten gerne seinen Rat.

„Nochmals vielen Dank für alles“, sagte Anna, als Gerhard, Alma, sein Onkel und seine Tante die Scheune verließen.

„Schließt von innen ab“, sagte Gerhard. „Und öffnet niemanden.“

Als Werner nach einer halben Stunde immer noch keine Ruhe fand, tröstete ihn seine Mutter:

„Sie wird dir doch schreiben.“

„Glaubst du?“

„Bestimmt, Werner.“

Dann schmiegte er sich an sie und schlief ein. Plötzlich stöhnte er.

„Was ist, hast du geträumt?“

„Ja, Mama“, erwiderte er schlaftrunken. „Hase wollte gerade Hugo erschießen, als er aus dem Haus kam.“

„Es war nur ein Traum, Werner. Träume sind Einbildungen und keine Wirklichkeit.“

„Aber ich habe sie beide ganz deutlich erkannt.“

„Ich weiß. Trotzdem sieht die Wirklichkeit anders aus. Schlaf jetzt weiter, Werner.“

Noch bevor die Sonne im Westen über Frankreich unterging, ertönten die vereinbarten Klopfzeichen an der Scheunentür.

Nun ging alles sehr schnell. Sie halfen sich gegenseitig. Der kleine Handwagen wurde nur leicht beladen und an den hinteren Teil des Wagens mit einem starken Seil befestigt.

Für Helga wurde darauf ein provisorisches festgezurrtes Bett mit dem aufgerollten Teppich und für ihre Mutter ein Sitzplatz auf dem großen Leiterwagen von Bauer Erwin hergerichtet. Ihr Platz wurde auf der Seite an den Leitern des Wagens jeweils rechts und links mit einem Brett abgesichert wurde, damit sie bei einem plötzlichen Halt und während der unruhigen Fahrt nicht herunterfallen konnte.

Der Bauer spannte seine stärksten Ochsen an die Deichsel und Werner durfte neben ihm Platz nehmen.

Der Abschied und die Auflösung der „Notfamilie“ war auch für Werner ein trauriges Ereignis.

„Auf Wiedersehen, hoffentlich nach dem Krieg“, rief Gerhard dem abfahrenden Leiterwagen nach.

Als Werner sich umdrehte und zu der zurückgebliebenen Alma blickte, wurde er nachdenklich. Doch der unruhige Ochse hatte ihn abgelenkt und er konnte miterleben, wie energisch der Bauer seine Peitsche schwang und kräftig auf

sein Fell schlug.

„Rechts weiter, Egon“, rief er ihm zu.

„Heißt Ihr Ochse Egon?“

„Ja“, scherzte der Bauer. „Alle Ochsen heißen Egon, wusstest du das nicht?“

„Nein. Aber der Vater meines Freundes Karl in Kork, wo wir herkommen, hat seinen Ochsen

„Willi“ gerufen“, antwortete er und brachte den Bauern zum Lachen.

„Vielleicht heißen nur Schwarzwaldochsen

„Egon“ und die in der Rheinebene „Willi“ „„, meinte Werner.

„Das wäre eine Erklärung“, erwiderte der Bauer lachend.

Er hielt die Zügel fest in der Hand, um beim fahlen Licht des Nachthimmels mitten auf dem Weg zu bleiben und die kritische Wegstrecke vor und durch Gengenbach und entlang den Schienen oberhalb der Stadt in kürzester Zeit zu bewältigen.

An den für den Truppentransport wichtigen Bauwerken, wie Brücken und Gleiskörper durfte er sich nicht lange aufhalten.

Werner war bei der Fahrt hellwach, unterstützte den Bauern mit aufmerksamen Sinnen. Er stieg sogar vom Wagen, wenn auf dem Weg vor dem Ochsen Egon dunkle Stellen auftauchten.

„Halt“, rief er mehrfach, auch wenn er einen verdächtigen Laut hörte.

Selbst bei einem Ruf eines Waldkauzes bat er den Bauern, anzuhalten.

„Nur ein Nachtvogel, Werner. Aber es ist gut, wenn du aufpasst, dann geht die Fahrt zügig voran.“

Seine Mutter schwieg.

„Alles in Ordnung, Mama?“, erkundigte er sich.

„Ja, Werner.“

Die navigatorische Mithilfe machte ihm Spaß und der Bauer gab ihm die Zügel. Er fühlte sich verantwortlich und redete mit dem Ochsen in der gleichen deftigen Sprache wie der Bauer.

So kamen sie zügig voran. Gegen Mitternacht befanden sie sich schon in der Nähe von Biberach und sahen bei aufgerissenen Wolken links über dem Tal Richtung Zell am Harmesbach die höchste Erhebung des mittleren Schwarzwaldes.

„Dort links über dem Tal ist der Brandenkopf“, sagte der Bauer zu Werner.

„Mama, dort der Brandenkopf“, gab er die Information an seine Mutter auf dem Leiterwagen weiter.

„Ich weiß, Werner“, klang es erleichtert aus dem Leiterwagen.

„Wir wollen versuchen, noch bis Steinach zu kommen.“

Immer wieder kam es während der Fahrt zu erfrischenden kameradschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Wagenlenkern. Die Kirchenuhr schlug schon drei, als sie unweit von Steinach über ihr weiteres Fortkommen beratschlagten.

„Von hier sind es etwa noch zwölf Kilometer bis Hausach. Egon zieht nicht mehr. Ich muss ihn ausruhen lassen. Er hat bis hierher gute Arbeit geleistet. Auf dem Hof meines Freundes Oskar befindet sich ein Heuboden, wo ihr die verbleibenden Nachtstunden noch ausruhen könnt.“

„Was meinst du, Werner?“, fragte der Bauer seinen Hilfswagenlenker.

„Mama, sollen wir hier bleiben?“, erwiderte Werner und gab die Frage seiner Mutter weiter.

„Sie haben uns genug geholfen und uns ein großes Stück in den sicheren Schwarzwald weitergebracht. Den Rest über Fischerbach bis Hausach schaffen wir morgen alleine. Danke“, fügte sie hinzu.

„Also abgemacht.“

Bauer Erwin aus Ohlsbach wusste nicht, dass sein Freund Oskar einen scharfen Wachhund besaß, der unliebsame Gäste, Landstreicher oder Besucher von seinem Hof fernhalten sollte. Er zog laut bellend an seiner Kette.

Ochse Egon stampfte mit den Füßen, als der Hund knurrte und bellte.

Der Lärm hatte die Bauernfamilie aufgeweckt. Ein Fenster wurde geöffnet und eine Stimme ertönte: „Leo, halt die Klappe! Wer ist draußen?“

„Ich bin's, der Erwin aus Ohlsbach.“

„Was machst du hier mitten in der Nacht? Ich komme gleich runter.“

Nach einem kurzen Gespräch zwischen den beiden Freunden war die Frage der Unterkunft

für die Flüchtlingsfamilie schnell geregelt.

„Sie sollen in die Scheune. Dort können sie den Rest der Nacht bleiben.“

Anna und Werner, die auf dem Wagen sitzen geblieben waren, waren froh, als sie die Worte aus der Dunkelheit vernahmen.

Werner kam es ein wenig erniedrigend vor, jetzt selbst wie ein Ochse ihren abgehängten kleinen vierrädrigen Wagen in die Scheune zu ziehen, nachdem der Bauer mit seinem Freund und dem Wachhund im Haus verschwunden waren.

Dann kehrte Ruhe ein. Sie fühlten sich sicher und schliefen erschöpft von der nächtlichen Anstrengung in der ungewohnten Umgebung auf Heu und Stroh bald ein.

Die Nacht war kurz. Am frühen Morgen krächte selbstbewusst der Hahn, als wolle er den Flüchtlingen seine Herrschaft über eine Anzahl Hühner mitteilen.

Werner hörte neben sich das Gackern eines Huhnes und entdeckte in einer Mulde im Heu einige Eier.

Seine Freude über den Fund vertrieb den Ärger über die frühe Störung.

Er öffnete ein Ei und trank es begierig aus.

„Willst du auch ein frisches Ei zur Stärkung austrinken, Mama?“, fragte er seine Mutter, die durch seine Aktivitäten auch aufgewacht war.

Er schlug ein Loch in die Eierschale und reichte es ihr.

„Trink es aus, Mama, es gibt Kraft. Meine

Freunde in Kork und ich haben schon viele Eier ausgetrunken, die wir in Nestern im Heu gefunden haben.“

„Das ist doch Diebstahl, Werner.“

„Aber nein, Mama. Wenn ein Huhn unerlaubt ein Ei beiseite schafft, ist es nur eine Erziehungsmaßnahme, wenn man es ihm wegnimmt.“

„Werner, Werner“, mahnte sie. „Also gib mir ein Ei und eines für Helga. In der Not wird der liebe Gott dieses Vergehen verzeihen.“

Zwar spuckte Helga anfangs dieses ungewohnte Frühstück aus. Doch Werner ermahnte seine kleine Schwester eindringlich.

„Nun trinke es endlich aus!“

Als sie dann bei Tageslicht loszogen, kamen sie ohne Störungen von Steinach über Bollenbach und Schnellingen mit ihrem Leiterwagen gut voran.

Als sie bei Fischerbach den Berg Richtung Dorf hochgingen, um den Tieffliegern entlang der Kinzig kein offenes Ziel zu bieten, trottelte Helga nebenher und erleichterte so Werner und seiner Mutter die Arbeit.

Helga, die mit ihren fünf Jahren auch schon Humorvolles von sich geben konnte, meinte: „Ist Werner jetzt der Ochse Egon?“

„Komm und zieh mit“, antwortete dieser verärgert. „Dann vergehen dir die dummen Gedanken.“

Helga folgte seinem Befehl, an die Deichsel zu gehen.

„Ziehen, ziehen, Helga, lass Mama nicht alles alleine machen“, trieb er sie an.

Seine Mutter hörte ihrem Sohn und ihrer Tochter in ihrer geschwisterlichen Auseinandersetzung eine zeitlang zu und tat so, als würde Helga kräftig ziehen.

„Gut, machst du das, Helga“, lobte sie ihre Tochter.

„Wie eine junge Kuh“, verpasste Werner seiner Schwester eine Retourkutsche.

Doch ihre Kräfte ließen bald nach und Werner wollte seiner Mutter die Mehrarbeit am Berg nicht weiter zumuten.

„Komm, lass mich wieder ran. Du bist noch zu schwach.“

Es kam noch zu einem weiteren harmlosen Wortwechsel zwischen den Beiden, der jäh unterbrochen wurde.

Hinter ihnen über den Bergen bei Haslach tauchten plötzlich zwei Tiefflieger auf, die in geringer Höhe über die Schwarzwaldhöhen rasten und offensichtlich einem deutschen Jagdflugzeug folgten.

Sie hörten die Bordkanonen rattern und flüchteten hinter eine Hauswand.

Werner sah, wie die verfolgte Maschine zu brennen begann und ins Trudeln geriet, bis sie irgendwo abstürzte.

Er sah einen „dunklen Punkt“, der an einem Fallschirm zur Erde segelte.

Er sah auch, wie die feindlichen Maschinen um-

drehten und den Fallschirm angriffen.

„Schießen sie jetzt auf einen Wehrlosen, der sich nur retten will?“

„Schon möglich, der Krieg ist grausam und herzlos, Werner“, antwortete seine Mutter.

Dieser gemeine militärische Angriff haftete Werner lange im Gedächtnis.

Als wieder Ruhe am Himmel eingekehrt war, reagierte er sich durch kräftiges Ziehen am Wagen ab, um auch die Wegstrecken zwischen Fischerbach und Hausach schnell zu überwinden. Sie erfuhren erst später, welches Glück sie bei ihrer Flucht von Kork nach Hausach gehabt hatten. Am gleichen Tag, als das deutsche Flugzeug über den Schwarzwaldbergen am 27. November 1944 abgeschossen wurde, fand ein alliierter Großangriff auf Offenburg statt, der dem Güterbahnhof galt. Dabei wurden vom Bombenhagel auch umliegende Dörfer nahe Offenburg getroffen.

Er wusste jetzt, dass solche herzlosen Feinde auch auf seine Mutter, Schwester und ihn geschossen hätten.

Die nächsten Stunden blieb es ruhig am Himmel und auf der Seitenstraße rechts der Kinzig Richtung Hausach.

Als die Hausacher Burgruine, der Schlossberg, wie man ihn damals nannte, auftauchte, wurden Erinnerungen wach.

„Mama, der Schlossberg“, rief Werner erfreut. Schon als kleiner Junge wurde er dort von den

großen Nachbarmädchen auf den Schlitten gesetzt und war mit ihnen den Schlossbergweg hinunter gefahren.

Auch seine Mutter wurden die Augen feucht. Hinter dieser markanten felsigen Bergerhebung lag ein Stück unbeschwerte Jugend, die sie am „Hinteren Bahnhof“ als junge Mutter in ihrer ursprünglichen Wohnung erleben durfte.

Doch zu Träumereien blieb in der jetzigen Situation wenig Zeit.

Es galt noch, ungesehen über die Holzbrücke der Kinzig in das Städtchen zu kommen, um von dort am Schlossberghang in die Klosterstraße abzuzweigen, wo die Eltern ihres Mannes wohnten.

Dort wollte sie sich mit ihrem Mann nach seiner Rückkehr aus dem Krieg treffen, wie sie vor seiner Einrückung zum Volkssturm in Kork vereinbart hatten.

Je näher sie diesem Ziel kamen, umso schwerer wurden ihre Beine.

Sie wusste, dass ihr Erscheinen bei ihren Schwiegereltern, die in einer kleinen Wohnung lebten, wie ein Überfall war.

Sie erreichten mit ihren Habseligkeiten am späten Nachmittag die Wohnung der Großeltern in der Klosterstraße in Hausach.

Opa Moser besaß eine kräftige Statur.

Er hatte in seinem Berufsleben stets mit Dampflokomotiven zu tun und ist mit ihnen den Schwarzwald zwischen Hausach und Villingen

hoch und runter gefahren.

Oma hingegen war zart gebaut, gutmütig und hilfsbereit, die ihren vier Kindern viel Spielraum gelassen hatte, wenn ihr Mann mit der Lokomotive unterwegs war.

Als Anna schweren Herzens an der Haustür klingelte, fragte Werner: „War Opa Lokführer?“

„Ja, Werner, er fuhr mit der Lokomotive“, erwiderte seine Mutter rasch, weil die Glastür von der Wohnung schon geöffnet wurde.

Opa stand mit großen Augen vor ihnen.

„Wo kommt ihr denn her?“

„Wir haben unser Dorf verlassen müssen, weil der Feind mit Granaten über den Rhein schoss. Können wir eine zeitlang bei euch bleiben?“

„Kommt erst mal rein“, sagte er mit einem nachdenklichen Blick auf Werner und Anna.

„Du bist doch Lokführer, Opa“, löste Werner die spannungsgeladene Situation.

„Ja, kommt jetzt rein.“

Irgendwie schien nach der Frage von Werner ein Funken Sympathie von seinem Opa auf ihn übergesprungen zu sein.

Werner legte seinen Arm um Opas Hals und drückte ihn fest.

Seine Schwester Helga benahm sich zurückhaltender, weil sie sein Stoppelbart störte.

So waren von Anfang an für die kommenden aufregenden Monate die Sympathiefronten abgesteckt.

Während Werner bei seinem Opa sich alles er-

lauben konnte, erfüllte er die Wünsche seiner Schwester Helga nur widerwillig.

Oma hingegen glättete die Wogen in vielen kritischen Situationen des engen Zusammenlebens in der kleinen Wohnung.

Im Übrigen war der feindliche Einfluss von außen so groß, dass interne familiäre Spannungen nicht ausufern konnten.

Jung und Alt wollten den Krieg so gut es ging überleben.



11. Jagdbomberangriff

„Seit wann greifen die Jagdbomber auch Haus an?“, fragte Werner

Etwa seit Oktober vor eurem Eintreffen“, erwiderte sein Opa.

„Warum habt ihr keinen Volksempfänger, Opa?“, fuhr Werner mit seiner Fragerei am nächsten Morgen fort, nachdem er nach den unbequemen Schlafgelegenheiten während der Flucht die letzte Nacht nun wie in einem Himmelbett geschlafen hatte.

„Wir wollen keine Unwahrheiten und Schreiereien in der Wohnung.“

„Auch nicht die Reden des Führers und seinem Propagandaminister Goebbels?“

„Nein, auch die nicht, Werner.“

„Komm, ich zeige dir etwas“, lenkte er ihn ab und ging mit ihm ins Wohnzimmer.

Er hatte viele alte Schwarzwalduhren im Laufe seines Lebens gesammelt, um das ihn jedes Museum beneidet hätte.

Uhren, an denen Steine als Gewichte hingen und die nur mit Holzrädern ausgestattet waren, herrliche Ziffernblätter mit handgemalten Bildern, Kuckucksuhren und Uhren mit Pendel und schmucken Gehäusen und langen Ketten zum Aufziehen.

Opa erklärte ihm alles ausführlich und Werner hörte aufmerksam zu.

Er demonstrierte, wie man sie in Gang setzt und ließ Werner selbst eine Uhr aufziehen, bei der anstelle von Steinen Tannenzapfengewichte aus Bronze hingen.

„Du darfst sie nur aufziehen, wenn ich dabei bin, verstanden?“

„Aber ja, Opa“, erwiderte Werner, der seinen strengen Unterton bemerkt hatte.

„Würde der Kuckuck auch schreien, wenn wir Granatsplitter statt der Tannenzapfen dranhängen würden, Opa?“

„Ja, wenn sie schwer genug sind. Aber warum willst du so hässliche Splitter verwenden.“

„Ich habe schöne Splitter im Garten in unserem Dorf vergraben. Wenn der Krieg vorbei ist, hole ich sie und zeige sie dir“, erwiderte er.

„In deinen Glasschränken sind viele alte Bücher“, fuhr Werner fort.

„Das sind mehrere hundert Jahre alte Bibeln und in Leder gebundene wertvolle Schriften, die es heute nirgendwo mehr zu kaufen gibt.“

Ehrfürchtig schaute Werner zum Schrank. Es kam ihm wie ein Heiligtum vor. Nie und nimmer hätte er die Anordnungen seines Opas missachtet und seiner Mutter zu liebe, wollte er auch nicht ungehorsam sein.

Seine Großeltern besaßen einen zur Wohnung gehörenden kleinen Garten. Die einzige Möglichkeit, etwas Gemüse anzupflanzen. Sonst waren sie arm und unvermögend und mussten von Opas kleiner Rente leben. Die tägliche Ernährung wurde bei der vorrückenden Front immer mehr zum Problem. Bewohner der Stadt oder der Täler, die noch Kühe, Schweine und Hühner besaßen, waren reich und wurden beneidet. Selbst die Besitzer von Stallhasen gehörten zu den „besseren Leuten“.

Das tägliche Brot wurde zum Problem und die Lebensmittelmarken reichten nie aus.

Auch das Wasser, in dem der Metzger Würste und Fleisch gekocht hatte, war eine köstliche Brühe, um die die Menschen Schlange standen. Wenn es in einem Geschäft eine Portion Maismehl gab, mit dem Oma eine Suppe kochte, be-

kam Werner „Blähungen“, die ihn die ganze Nacht quälten.

Indessen rückte die Front bedrohlich näher. Das „Kellerleben“ begann nun auch in der Schwarzwaldstadt, weil die Zahl der feindlichen Flugzeuge und ihre Angriffe immer mehr zunahmen.

Werner hatte schon Erfahrungen und quartierte sich im Keller beim Überfliegen großer Bomberverbände unter den Granitsteinen der Treppe ein.

Viel gefährlicher waren jedoch die fast täglichen Tieffliegerangriffe.

Die „Jabos“ kamen unerwartet über den bereits im Mittelalter strategisch wichtigen Schlossberg der Stadt Hausach. Die Geräusche der Motoren der Flugzeuge waren durch das felsige „Bollwerk“, das fast bis an die Kinzig reichte, in der Stadt vor ihrem Angriff kaum zu hören.

Eines Tages als sie überraschend aus den Wolken stürzten, waren sie für Werner lebensgefährlich geworden.

Am frühen Morgen nachdem er seine Schwester Helga in die nahe gelegene Kinderschule gebracht hatte, probierte er auf einer Wiese seinen aus Weidenholz selbst gebastelten Bogen aus und schoss seine Holzpfeile in die Luft.

Plötzlich hörte er das durchdringende Heulen der feindlichen Flugzeuge.

Er rannte um sein Leben und versuchte mit letzter Kraft, die Scheune an der Straße zum Breitenbachtal zu erreichen.

Leuchtkugeln flogen ihm um die Ohren. Vielleicht waren die Piloten selbst überrascht, einen kleinen Jungen auf der Wiese laufen zu sehen.

Danach beschossen sie den Bahnhof, um dort Einrichtungen, Züge usw. zu zerstören oder Soldaten am Weiterfahren mit Zügen zu hindern. Die oberhalb vom Bahnhof, im sogenannten Baggerloch, in Stellung gebrachte Vierlingsflak, beantwortete den Angriff mit lautstarker Gegenwehr.

Immer wieder aufs Neue griffen sie den Bahnhofsbezirk an.

Werner fieberte vor Angst. Er kroch in der Scheune unter einen alten Holzwagen und hoffte dort, Schutz vor den Geschossen und Bomben zu finden.

Er dachte an die brennenden Flugzeugteile in Kork, von denen er glaubte, sie würden ihn erschlagen und hoffte, dass er auch dieses Mal am Leben bleiben würde.

„Wäre ich nur im Kindergarten geblieben“, murmelte er nach einem Stossgebet.

Seine Mutter hatte ihn auch darum gebeten und jetzt wurde seine Ungehorsamkeit bestraft.

„Aber ich wollte doch nicht auf die Flugzeuge schießen“, sagte er laut vor sich hin.

Gedanken zur Entschuldigung schossen ihm durch den Kopf und der Feind schien sie zu akzeptieren.

Plötzlich - so schnell wie die Flugzeuge kamen -

waren sie auch wieder verschwunden.

Rasch verließ Werner die Scheune und lief in die gegenübergelegene Kinderschule.

Als ihn die Ordensschwester sah, ermahnte sie ihn: „Es ist viel zu gefährlich, im Freien zu spielen.“

„Ich will es auch nicht mehr tun, Schwester“, versprach er gehorsam, noch ganz unter dem Eindruck des gefährlichen Erlebnisses.

„Die Tiefflieger greifen den Bahnhof meist nur tagsüber an, aber der Zeitpunkt ist unberechenbar.“

„Ja, Schwester.“

„Komm jetzt, bringe ein wenig Ordnung in die Spielsachen der Kleinen“, beauftragte sie den elf Jahre alten Werner, der bereitwillig nickte. Seine Mutter war froh, dass Werner sich auch im Kindergarten aufhalten durfte, während sie tagsüber auf einem Bauernhof für ein Stück Wurst oder einen Laib Brot arbeitete.

Helga blieb indessen bei der Oma, die sie gut versorgte.

Abends waren sie alle wieder zusammen und sprachen über die täglichen Erlebnisse.

Leider gab es an diesem Tag wieder kein Lebenszeichen von seinem Vater. Kein Brief, nichts.

„Wie war es im Kindergarten, Werner?“

„Schön, Mama, nachdem die Tiefflieger weg waren.“

Mehr erzählte er nicht, um seine Mutter nicht zu

beunruhigen.

Sie war zufrieden, auch weil sie einen Klumpen Butter in einem Butterfass schlagen konnte und einen Teil davon nach Hause mitnehmen durfte. „Wenigstens etwas, womit ich Oma und Opa für ihre Hilfe danken kann“, sagte sie zu Werner.

Da der Schulbetrieb teilweise oder ganz ausfiel, konnte Werner keine festen Freunde finden, mit denen er vertrauensvoll über die Geheimwaffen des Führers oder seine Kriegserfolge sprechen konnte.

Gerüchte tauchten auf, dass die deutsche Armee auf breiter Front auf dem Rückmarsch sei und hohe Verluste hinnehmen musste.

„Was hat der Führer für eine Geheimwaffe?“, wandte er sich schließlich an seinen Opa. „Sind es gefährliche Splitterbomben, die alle Flugzeuge vom Himmel holen, oder Bomben, die bis nach England fliegen?“

„Wo hast du so etwas gehört?“, fragte der Opa. „Auf der Straße, als zwei Männer miteinander sprachen.“

„Lass dich von solchem Geschwätz nicht verrückt machen, Junge. Lüge und Wahrheit lassen sich besonders im Krieg schwer von einander trennen. Wahr ist, dass die Tiefflieger immer häufiger auf unsere Stadt schießen. Wahr ist, dass fast täglich feindliche Bomber über unsere Stadt fliegen. Wie schnell der Feind beim Bodeneinsatz an Deutschlands Grenzen näher rückt, hast du selbst erlebt.“

„Müssen wir auch von hier fliehen?“

„Wohin, Werner?“

„Vielleicht in den dichten Tannenwald in eine Höhle?“

„Und was machst du in der Höhle?“

„Warten, bis der Feind weg ist.“

Nach diesem Gespräch fasste Werner trotzdem den Entschluss, im Wald eine Höhle zu suchen, die er zur Not als Unterkunft nutzen konnte.

Er hielt sich immer häufiger im nahen Tannenwald auf, wo ein alter Bierkeller bereits als bombensicherer Bunker genutzt wurde.

An die täglichen Tieffliegerangriffe, die immer häufiger am frühen Morgen stattfanden, gewöhnte er sich schnell und konnte viel besser ihre Angriffsziele erkennen, die fast ausschließlich an der Bahnlinie oder auf dem Bahnhofsgelände lagen.

Als eines Tages die Vierlingsflak oberhalb des Bahnhofsgeländes die Führungsmaschine einer Rotte feindlicher Tiefflieger abschoss, geriet sein Glauben an seinen sicheren Zufluchtsort ins Wanken.

Die abgeschossene Maschine stürzte oberhalb vom Bierkeller brennend in den Wald, unweit von seinem Aufenthaltsort.

Zwei Stunden später fand ein Racheakt statt. Sprengbomben zerstörten Wohnhäuser an der Bahnlinie.

Es gab tote Zivilisten und Werner hörte, dass einige ältere Jungens Stabbrandbomben gefun-

den hätten, die vor dem brennenden Gasthaus zur Eiche nicht explodiert waren.

Es war der schwerste Beschuss, den er kurz vor dem Einmarsch der Franzosen am 21.04.1945 bisher aus der Ferne im Tannenwald beobachten konnte.

Sein Opa machte sich Sorgen um ihn, weil er vermutete, dass er sich unvorsichtig im Freien aufhalten würde.

„Ich war im Wald im Bierkeller, Opa“, beruhigte er ihn, als er nach Hause kam.

„Du hast ja selbst gesehen, dass Bomben oder getroffene Flugzeuge überall herunterfallen können.“

„Ja, Opa.“

„Übrigens, es ist ein Brief für dich abgegeben worden.“

„Ein Brief? Für mich?“

„Ja, Oma soll ihn dir geben. Er ist an Werner Moser adressiert“

Neugierig ging er zur Oma.

„Wer hat mir geschrieben, Oma?“

„Der Absender ist eine Alma aus Ohlsbach.“

„Alma“, erwiderte er erfreut.

Ohne Sorgfalt riss er den Brief auf und las begierig die Nachricht, dass ihr Vater Gerhard bis nach dem Krieg mit ihr in Ohlsbach bleiben wollte.

Was ihn besonders rührte, war der letzte Satz im Brief.

„Viele liebe Grüße und einen dicken Kuss.“

Werner wollte im Allgemeinen von jungen Mädchen nichts wissen. Doch Alma war für ihn eine tapfere junge Heldin.

Von innerem Zwang zur nachahmenden Tapferkeit getrieben, handelte er fast mechanisch.

Er organisierte sich eine Zigarre aus Opas Tabakschachtel und eine Schachtel Streichhölzer, lief ohne Verabschiedung erneut in den Tannenwald, wo er sich unterm dichten Blätterwerk auf einen Baumstamm setzte.

Dort wollte er eine echte Zigarre rauchen, wie sie zu einem gestandenen Mann gehörte.

Genüsslich blies er den Rauch in die Luft, sah in die bläulichen Wolken und begann von Alma zu träumen.

Stolz hielt er die Zigarre zwischen seinen schmalen Fingern, ganz gekonnt im Stil tapferer, erwachsener Männer.

Opas Zigarre beinhaltete schwarzen Tabak und der eingeatmete Rauch forderte Standfestigkeit und ein hohes Maß an Verträglichkeit.

Werner verfolgte den Rauch, wie er sich zwischen den grünen Tannenzweigen verkroch und geriet plötzlich in eine üble Unsicherheit.

Sein Magen begann zu rebellieren und trotz aller Tapferkeit musste er sich übergeben.

Es wurde ihm schrecklich übel, dass er sich schwor, diesen Weg zum Mann, nie mehr zu beschreiten.

Mit gesenktem Kopf verließ er den Wald, warf die angerauchte Zigarre auf den Weg, zertrat

sie, löschte ihre Glut und lief mit blassen Gesicht nach Hause.

„Was ist mit dir los, Werner?“ fragte seine Mutter, die inzwischen auch zu Hause war.

Er konnte sie nicht anlügen und erzählte ihr, wie es zu seiner Übelkeit gekommen war und versprach ihr, nie wieder zu rauchen.

Seine Mutter wusste, dass eigene Erfahrungen besser wirken, als alle gut gemeinten Worte und antwortete ohne Vorwurf: „Unerlaubtes bringt oft Übelkeit, Werner, wie du selbst am eigenen Leibe erfahren hast.“

An diesem Tag war mit ihm nicht mehr viel anzufangen. Er ging früh in sein Bett.

Wie in allen Dörfern und Städten lebten auch in Hausach überwiegend Frauen, Kinder und alte Männer, da die wehrfähigen Männer sich an den Fronten des immer kleiner werdenden Dritten Reiches befanden.

Nur die unverbesserlichen Parteigenossen glaubten noch an einen Endsieg und ließen sich auch von den Fliegerangriffen ihren Glauben nicht nehmen.

Werner beteiligte sich nicht an der Weiterverbreitung von Gerüchten oder Vermutungen über Erwachsene.

Eine alte Frau, für die er Besorgungen machte, schenkte ihm einen Tennisball, den er wie eine große Murmel behandelte.

Er spielte oft stundenlang hinter dem Haus mit ihm und warf ihn immer wieder an die Haus-

wand.

Dieser robuste Tennisball war neben seiner Steinschleuder und einem selbstgebauten Pfeil und Bogen die einzigen Spielsachen, die er kurz vor der Kapitulation besaß.



12. Kriegsende

Im April 1945 zogen französische Truppen mit ihrer marokkanischen Vorhut ohne nennenswerten Widerstand deutscher Truppen das Kinzigtal hinauf und marschierten am 21.4.1945 in Hausach ein.

Das Datum hatte sein Opa auf einen Zettel geschrieben und in seinem „Heiligtum“ im Wohnzimmer aufbewahrt.

Was beim Einmarsch in Hausach geschehen war, warum nur einige Granaten in den Turm und die Ruinen der Burg geschossen wurden und die Stadt von weiterem Beschuss verschont blieb, wusste er nicht.

Mit seiner Mutter und Schwester, seinem Opa und seiner Oma und anderen Frauen saß er im

Keller in der Klosterstraße und lauschte den Gerüchten, die immer wieder von Erwachsenen dort erzählt wurden.

Werner wartete auf einen großen Knall, mit dem der Krieg beendet wird.

Aber nichts dergleichen geschah.

Als im Keller bekannt wurde, dass gepanzerte Fahrzeuge und Lastwagen gefolgt von marokkanischen Kavallerie bereits auf der Hauptstraße Richtung Bahnhof fahren, machte sich erste Erleichterung breit.

Plötzlich ertönten Stimmen: „Achtung! Soldaten kommen!“

Werner, der unter den Granitsteinen der Treppe im Keller lag, wagte kaum den Kopf zu heben.

Er hörte nur Schritte, die näher kamen und dann eine kräftige Stimme: „Nix Soldat?“

Sein Opa antwortete ebenso deutlich und überzeugend: „Nein, nix Soldat!“

Als der mit einem Gewehr bewaffnete Uniformierte auch unter die Treppe schaute, blickte Werner ihm in die Augen und war überrascht, wie menschlich der Feind aussah.

In diesem Augenblick war der Krieg mit seine Kampfhandlungen für ihn beendet, alle Illusionen für einen Endsieg wertlos und das propagandistische Lügengebäude zusammengebrochen.

Erleichterung machte sich bei allen Kellerbewohnern breit.

Werner erfasste ein Glücksgefühl der Freiheit.

Er hoffte nun überall ohne Angst hingehen zu können, ohne gegen einen Befehl oder ein Verbot zu verstoßen.

Er schuf sich mit allerlei Plänen einen Freiraum. Er dachte an das Ballspiel auf dem Sportplatz, an gefahrlose Wanderungen auf Wiesen und Wälder und an vieles mehr.

Seine Freude wäre sicherlich gedämpfter ausgefallen, wenn er gewusst hätte, wie schwer die kommenden Monate der Besatzungszeit und des Hungers noch werden sollten.

Noch am gleichen Tag brachten die Hausbewohner ihre Kissen und Decken aus dem Keller wieder in die Schlafzimmer.

Überall herrschte unbeschwerte Fröhlichkeit.

Werner hörte ein ihm wohlbekanntes Lied, welches seine Mutter vor sich hinsummte.

„Das haben wir früher oft gesungen, Mama.“

„Ja, Werner“, sagte sie nachdenklich.

„Nun fehlt noch unser Vater. Hoffentlich lebt er noch und kommt unverletzt aus dem Krieg zurück“, fügte sie nachdenklich hinzu.

„Bestimmt, Mama“, tröstete Werner sie.



13. Besatzungszeit

Eine unerwartete gewaltige Explosion in Hausach beendete endgültig den Krieg.

Die am Berghang des Schlossberges stehenden Häuser bis hoch zur Kloster- und Breitenbachstraße bebten, die Erde zitterte und Werner glaubte zunächst an ein Erdbeben. Doch dann entdeckte er die Rauchwolken, die aus den Tannen auf dem Weg zur Burgruine hervorquollen.

Neugierig lief er sofort die Klosterstraße hinunter zum Spritzenhaus, wo er sich zunächst einer Gruppe junger Leute anschloss.

„Was ist passiert?“, fragte er aufgeregt.

„Der Pulverkeller am Schlossbergweg, der mit scharfer Munition gefüllt war, ist in die Luft geflogen“, wurde ihm geantwortet.

Werner kam nur bis zum Waldrand.

Dort hielten ihn Erwachsene zurück, weil angeblich die französischen Soldaten verletzt herumlagen, die zum Spaß auf die Eisentür des Kellers geschossen hatten und damit die dort befindliche riesige Menge Munition entzündet hatten.

Werner verließ den schrecklichen Ort und erzählte seinem Opa, was er gesehen und gehört hatte.

„Du brauchst mir nicht zu erzählen wo das ist, Werner, ich bin mit dem Schwarzwaldverein häufig diesen Weg gegangen und weiß genau,

wo die Munition gelagert wurde. Die Franzosen können die Explosion nicht überlebt haben, wenn sie davor standen.“

„Ja, sie sollen mausetot sein und in den Bäumen hängen“, erwiderte Werner.

Dieser Knall war sozusagen das abschließende traurige I-Tüpfelchen der aktiven Kriegshandlungen in Hausach.

„Die Kinder dürfen vorläufig nicht mehr aus dem Haus, es ist viel zu gefährlich“, ordnete Opa Moser an.

„Hast du gehört, Werner. Pass auch auf, dass Helga nicht auf die Straße läuft“, wiederholte seine Mutter.

Es gab in den nächsten Tagen hinter dem Vorhang viel zu sehen.

Werner blickte aus dem Küchenfenster, als es im Garten des Nachbarn zu einer Begegnung kam. Ein Soldat riss dem Nachbarn die Taschenuhr aus der Jacke und befahl ihm, den Hasenstall zu öffnen.

„Allez vite“, hörte Werner, der bei Besuchen auf der Arbeitsstelle seines Vaters in Straßburg einige Brocken der französischen Sprache mitbekommen hatte.

„Ouvre la port, tout de suite.“

Nachbar Müller gehorchte dem Befehl und öffnete die Türen am vierstöckigen Hasenstall.

Der Soldat packte einen Hasen nach dem anderen am Fell und schlug ihnen mit dem Gewehrkolben auf den Kopf. Dann warf er die toten Tie-

re auf den Boden.

Werner blutete das Herz, als er die Erschlagung der schönen Hasen miterleben musste und sah, wie hilflos der Nachbar daneben stand und nichts dagegen tun konnte.

„Jetzt sind seine Hasen tot“, flüsterte er seiner Mutter zu, die in der Küche hantierte.

„Der Krieg verschont auch die Hasen nicht“, antwortete sie.

Eine Frau in der Stadt, deren Mann im Krieg verschollen war, wurde beauftragt für die französischen Soldaten einen Hasenbraten zu zubereiten.

Auch nach dem Hasenmord waren die Ereignisse am kommenden Tag nicht minder aufregend.

„Werner, guck mal, da macht ein Soldat ein Fahrrad kaputt“, rief seine Schwester Helga, die hinter der Gardine im Wohnzimmer stand.

Das Haus in dem seine Großeltern wohnten, lag an der abschüssigen Straße aus dem Breitenbachtal.

Dort übten marokkanischen Soldaten das Radfahren.

Offensichtlich war das Fahren auf zwei Rädern in Marokko noch nicht bekannt.

„Der Soldat bekommt die Kurve auch nicht, um in die Klosterstraße einzubiegen“, flüsterte Werner.

„Er rast genau auf die Mauer zu und weiß nicht, wo die Bremsen sind.“

Auch er schob die Schuld auf das Fahrrad und

zerstörte es brutal mit seinen Stiefeln.

Er ließ das demolierte aber moderne Rad liegen, aus dem ein Gummischlauch bei einem Reifen herausging.

Als der Soldat verschwunden war und weitere Übungsteilnehmer nicht auftauchten, verließ Werner heimlich das Haus der Großeltern, zog den Fahrradschlauch aus dem zerstörten Rad, den er so dringend als Schleudergummi benötigte.

Er empfand die Verwertung des Gummis für einen nützlichen Zweck nicht als Diebstahl.

Für Werner besaßen die marokkanischen oft ungepflegt aussehenden Soldaten auch unfeine Behandlungsmethoden, die sie auch an Pferden ausließen, als sie sie auf eine Wiese in das Breitenbachtal brachten.

Sie rissen gewaltsam an den Zügeln und schlugen mit den Fäusten auf ihre Rücken oder in die Seiten, damit sie schneller die Straße hoch trabten.

Die Tage nach dem Kriegsende wurden für Werner auch im Haus nicht langweilig, zumal er vom Opa ein Stück Schuhleder erhalten hatte, aus dem er den Behälter für die Steine seiner Schleuder fertigte. Den in zwei Streifen geschnittenen Gummi vom Fahrradschlauch als auch das Lederteil befestigte er an einer Astgabel von einer Haselnusshecke aus dem Garten. „Nun bist du bewaffnet wie ein Krieger“, sagte sein Opa schmunzelnd, der mit Interesse die

Herstellung der Steinschleuder beobachtete.
„Ich schieße aber nicht auf Menschen. Mal sehen, vielleicht auf Spatzen.“

„Spatzen haben auch ein Recht auf Leben.“

„Dann schieße ich eben auf Isolatoren an den Stromleitungen“, erwiderte er.

„Wenn du einen zerstörst, kann es einen Kurzschluss geben und dann gibt es keinen Strom mehr in der Stadt.“

„Auf irgendetwas muss ich doch schießen, wenn ich eine Schleuder habe, Opa.“

„Es genügt schon, wenn deine Freunde wissen, dass du eine Waffe besitzt, mit der du dich im Notfall verteidigen kannst.“

„Aber ich will auch nicht auf Freunde schießen.“

„Ist schon gut“, lenkte der Opa ein, der nicht weiter auf Sinn oder Unsinn der Verfügbarkeit von Waffen eingehen wollte.

Nach einigen Tagen legte sich bei dem körperlich schwächtigen Werner die Furcht vor den mit Turbanen bekleideten Marokkaner.

„Fass bitte keine herumliegende Munition an, die die deutschen Soldaten zurückgelassen haben und lasse keine marokkanischen Soldaten an dich heran. Sie verführen gerne junge Knaben und gehe nicht so weit von der Wohnung weg“, mahnte seine Mutter.

„Darf ich auch mit?“, bettelte Helga.

„Nein, für kleine Mädchen ist es noch viel zu gefährlich“, lehnte sie die Bitte ihrer Tochter ab.

Werner war glücklich, als er wieder auf die Stra-

ße durfte.

Er wollte gleich sehen, ob der Bierkeller am Tannenwald noch bestand, wo er sich früher vor feindlichen Flugzeugen versteckte und war überrascht von der großen Anzahl von Pferden, die auf der Wiese im Breitenbachtal herumtollten. Dort standen ältere Jungens, von denen er erfuhr, wo es noch reichlich zurückgelassene Munition gab.

Er fand in einem verlassenen Unterstand im Baggerloch gut verpackte Gewehr- oder Pistolenmunition, die er im Wald oberhalb des Bierkellers vergrub und später als Steinersatz für seine Schleuder benutzen wollte.

An der gefährlichen „Pulvergewinnung“ beteiligte er sich allerdings nicht.

Unvorsichtige Jungens holten sich herumliegende Munition der Vierlingsflak, schlugen ihre Geschosse seitlich an einem Baum, um die Pulverblättchen aus der Hülse zu holen. Dabei durften sie den Zünder nicht berühren, um das Geschoss nicht zur Explosion zu bringen.

Es kam zu Hand- und Fußverletzungen und zu einem tödlichen Unfall bei der heimlichen „Pulvergewinnung“.

Die herumlungierenden marokkanischen Besatzungssoldaten durften außerdem durch die Spiele mit dem angezündeten Pulver nicht aufgeschreckt werden.

Werner war vorsichtig und befolgte den Rat seiner Mutter.

Die Besatzungssoldaten, insbesondere die jungen Marokkaner waren ihm zugeneigt.

Er begrüßte sie mit „Bonjour Monsieur“, weil er hoffte, mit seiner Freundlichkeit ein Stück Schokolade oder Kekse zu ergattern.

„Mademoiselle?“, fragte ihn eines Morgens ein Marokkaner und zeigte ihm eine ganze Tafel Schokolade.“

Werner konnte nicht widerstehen und deutete auf ein Haus in der Stadt, wo die alte Frau Schnepf wohnte, die ihm seinen wertvollen Tennisball nicht mehr zurückgeben wollte, als er in ihren Garten fiel.

„Merci, mon garçon“, bedankte der Soldat sich und gab Werner die Tafel Schokolade.

Neugierig wartete Werner hinter einer Gartenmauer, bis der Soldat an der Haustür von Frau Schnepf klingelte.

Als sie die Haustür öffnete, dauerte es nur wenige Sekunden bis er erschrocken davonrannte und wieder auf Werner zukam.

„Nix, Mademoiselle.“

„Nix Mademoiselle?“, wiederholte Werner fragend.

„Non“, erwiderte er ohne Groll, weil er vermutete, dass ihn Werner nicht richtig verstanden hatte.

Dieses angebliche Missverständnis war der Beginn einer Freundschaft zwischen Werner und dem jungen marokkanischen Soldaten.

Zwar verloren sie sich zunächst aus den Augen,

doch beim nächsten Wiedersehen am kommenden Tag gab er ihm eine Tafel Schokolade ohne nach einer „Mademoiselle“ zu fragen.

Da sich die Ernährungslage nach Kriegsende immer weiter verschlechterte, war das Organisieren von Lebensmitteln wahrhaftig kein Kinderspiel.

Während er das Betteln als schrecklich erniedrigend empfand, erschien ihm das „Organisieren“, also denen etwas wegnehmen, die noch genug hatten, viel ehrlicher.

Bei Kartoffeln auf dem Feld, Kohlen oder Briquets von einem Eisenbahnwagen am Bahnhof oder bei sonstigen notwendigen Dingen griff Werner zu und war stolz, wenn er seiner Mutter helfen konnte, die auch nach Kriegsende bei einem Bauern für ein Stückchen Wurst oder Butter schwer arbeitete.

Werner erhielt jede Woche ein Stück Brot, von dem er täglich eine Scheibe von circa zwei Zentimeter abschnitt. Mehr zum Essen gab es nicht. Zwischendurch kochte seine Oma eine Suppe aus Maismehl, die ihm quälende Blähungen bescherte.

Die Not machte Werner zum Jäger. Er sah, wie die Besatzungssoldaten Karbitflaschen in die Kinzig warfen und dort den Fischbestand brutal reduzierten, obwohl sie die Fische gar nicht so dringlich zum Leben brauchten.

Sie schossen mit ihren Gewehren auf herumfliegende Krähen oder Amseln, die zerfetzt zur Er-

de fielen.

Werner begann humaner zu jagen. Mit seinen flinken, schmalen Fingern fasste er unter die glatten Steine in der Kinzig und lernte die Verhaltensweise der unterschiedlichen Fischarten rasch kennen. Während die schwerfälligen mit vielen Gräten versehenen Barben nur ungern ihren Aufenthaltsort unter den Steinen aufgaben, verließen die flinken Forellen bei geringster Berührung ihren Unterschlupf.

Es gelang Werner immer besser, einige Fische zu fangen, die er an einer Astgabel an den Kiemen aufhängte und unter abgebrochenen Zweigen versteckt nach Hause brachte.

Vögel fing er mit einem Sieb, unter das er einige Brotsamen auf ein Blatt Papier legte und auf einer Seite auf einen Holzstab aufrichtete. Sobald er darin einen Vogel entdeckte, zog er den an einer Schnur befestigten Holzstab weg, das Sieb fiel nach unten und der Vogel war gefangen.

Allerdings schenkte er den kleinen schönen Singvögeln, wie Meisen, Finken usw., wieder die Freiheit, während er die größeren Amseln als willkommene Fleischration „verwertete“.

Es gelang ihm mit dieser Vorrichtung sogar, eine Ringeltaube zu fangen, die seine Oma schmackhaft zubereitete.

Allerdings blieb in den ersten Wochen nach Beendigung des Krieges das „Organisieren“ gefährlich. Es gab immer noch feindliche Soldaten, die allerlei Unfug trieben und vor Langeweile auf

Stromleitungen, Isolatoren oder Tannenzapfen schossen.

Werner wurde inzwischen von seinem marokkanischen Freund beschützt, der ihn überall mitnahm. Er setzte ihn auf ein Pferd auf der Wiese im Breitenbach, stellte ihn seinen Kameraden vor und er durfte zuschauen, wie ihnen der Kopf bei abgewickelten Turban in einer Scheune rasiert wurde.

Da er nur einige Brocken der französischen Sprache verstand, konnte er nicht fragen, warum die übrigen Soldaten sich bei einer Rasur umdrehen mussten und auf dem rasierten Kopf nur ein Büschel Haar stehen blieb.

Werner hielt sich nicht an das Blickverbot.

Sein verwundertes Schauen amüsierte die Soldaten und sie ließen ihm die Freiheit, auch zu gehen, wenn er wollte.

Als ihn eines Tages sein Freund wieder auf ein Pferd im Breitenbachtal setzte und dabei vertraulich seinen Körper umfasste, rutschte Werner sofort vom Pferd und rannte davon.

Er dachte an die Worte seiner Mutter, sich nicht von Soldaten berühren zu lassen.

Sein marokkanischer Freund schien seine Aufregung zu verstehen und ließ ihn laufen.

Auch in Hausach hatte sich indessen ein Gesinnungswandel vollzogen. Nachdem die Nazis verschwunden waren oder endlich zugaben, dass sie ein Opfer von Versprechungen der Propaganda geworden waren, wandten sie sich

der öffentlichen Aktivitäten in der Kirche zu. Die Kirchen wurden wieder so voll, dass Werner und Helga, die der Kirche auch während dem Nazi-regimes verbunden geblieben waren, ihre Lieblingsplätze hinter einer Säule nicht mehr freifanden.

„Ist die junge Frau Müller katholisch?“, fragte Werner erstaunt seine Mutter.

„Soviel ich weiß, ja. Warum?“

„Ich habe sie früher nie in der Kirche gesehen.“

„Sie wird wohl keine Zeit für unseren Herrgott gehabt haben.“

„Du bist noch zu jung, um die Menschen in ihrem „Nutzen- und Vorteilsdenken“ zu begreifen“, warf sein Opa dazwischen, der Frau Müllers Zuneigung zu Naziuniformen kannte.

„Jetzt gilt es wieder ein „weißes gläubiges Mäntelchen“ zu tragen, um von der neuen Entwicklung auch Nutzen zu haben“, murmelte er vor sich hin.

„Ich darf doch wieder auf den Hof und auf die Straße, Mama?“, fragte Werner nach dem Kirchgang.

„Pass aber auf dich auf.“

„Mache ich, Mama.“

In seiner Hosentasche befanden sich seine Steinschleuder und einige Patronen der Kleinkalibermunition, die er von dem vergrabenen Fund abgezweigt hatte.

Er schoss gerne mit dieser gleichmäßig geformten Munition, weil er glaubte, die Treffsicherheit

sei besser als mit ungleichmäßig geformten Steinen.

Die Gefährlichkeit, dass die abgeschleuderte Munition am Ziel auf den „Zünder“ treffen könnte, wurde ihm erst bewusst, als ein Geschoss beim Auftreffen auf eine Flasche explodierte und an seinen Ohren vorbeipfiff.

Danach wollte er den Rest der Munition nur noch für entferntere Ziele, wie in den Ästen sitzende oder umherfliegende Spatzen verwenden. Der Knall im kleinen Hof war auch einem Soldaten aufgefallen, der zufällig vor dem Haus vorbeiging.

Mit gezogener Pistole stand er plötzlich vor Werner.

Als er ihn mit seiner schwächtigen, hageren Gestalt zitternd mit seiner Steinschleuder und der zerbrochenen Flasche sah, blieb es bei einer Mahnung: „Attention, Garçon.“

Mehr seiner ausgesprochenen Worte hatte Werner auch nicht verstanden, aber er ahnte was er sagte.

Er steckte sofort seine Steinschleuder ein und stammelte: „Excuse moi.“

Ein Wort, das er auch in Straßburg von seinem Vater an seinem Arbeitsplatz im Betrieb aufgeschnappt hatte.

Der Soldat lächelte und verließ mit mahnender Stimme den Hof.

Sein marokkanischer Freund fand auch eine „Mademoiselle“, die ihn offensichtlich nicht so

erschreckte wie Frau Schnepf.

Sie war auch eine Mutter und hatte bereits einen kleinen Sohn und eine Tochter. Ihr Mann war noch in Gefangenschaft und sie war so arm, dass sie vielleicht auf seine Hilfe angewiesen war.

Werner machte sich um genaue moralische Verfehlungen keine Gedanken, war aber stolz auf seine Mutter, die ohne fremde Besatzungssoldaten und Hilfe ihr Leben meisterte.

Als sie eines Abends von der Arbeit auf dem Bauernhof zurückkam und ihn ernst und etwas traurig anblickte, fragte er besorgt: „Hast du wieder zu viel gearbeitet, Mama?“

„Nein, Werner, ich habe nur etwas Bauchschmerzen. Vielleicht habe ich etwas Falsches gegessen.“

Er umfasste seine Mutter, die er über alles liebte und die nur für ihn und seine Schwester da war.

„Willst du dir nicht von einem Soldaten helfen lassen?“

„Nein, Werner. Warum fragst du?“

„Nur so, Mama.“

Er verschwieg ihr, dass er wusste, dass die „Mademoiselle“ seines marokkanischen Freundes ein viel besseres Leben führen konnte als sie.

Die Freundschaft mit seinem marokkanischen Freund war nicht von langer Dauer. Als eines Tages die Pferde von der Wiese im Breitenbach getrieben wurden, war auch von ihm nichts mehr

zu sehen.

Am Tag zuvor hatte er ihm noch eine große Tafel Schokolade gegeben, da er ahnte, dass seine Versetzung oder gar der Rückzug bevorstand.

„Au revoir, mon ami“, hatte er zu Werner gesagt und ihm fest die Hand gedrückt.

In den Wochen danach, als die Soldaten allmählich abzogen und die Nazigegner immer mehr ans Ruder kamen, bedurfte es noch eine geraume Zeit bis das Recht wieder bis in die letzte Einzelheit geregelt war.

Werner konnte im Sommer seine Jagd nach Fischen in der Kinzig perfektionieren und hie und da eine Forelle oder sogar einen Aal mit seinen bloßen Händen erwischen.

Als der Schulbetrieb an der Volksschule in Hausach im Herbst 1945 wieder begann, wurde Werner in die Klasse seiner gleichaltrigen, ehemaligen Mitschüler eingestuft, die er zu Beginn des Krieges durch den Umzug nach Kork verlassen musste.

So fand er auch bald einige Kameraden, die genau so ballverliebt waren wie er.

Wenn das Wetter es zuließ, verbrachte er jede freie Minute auf der Straße oder dem Sportplatz an der Kinzig und hoffte, dass irgendeiner seiner Kameraden einen richtigen Fußball mitgebracht hatte.

Laufen war seine Stärke, während ihm für das Turnen die Muskeln fehlten.

Einige seiner Schulkameraden bezeichneten Werner sogar als den „Storch im Salat“.

Er und Helga sammelten häufig Brombeeren, die an den Hecken zwischen den Weidegründen auf Bergeshöhen im Sulzbachtal zu finden waren oder suchten Pfifferlinge im feuchten Tannenwald oberhalb vom Bierkeller.

Eine Hauptbeschäftigung war jedoch das Sammeln von Tannenzapfen, um mit Feuerungsmaterial für die kalte Jahreszeit eingedeckt zu sein.

An manchen Tagen hatte Werner solchen Hunger, dass er wie eine Kuh Klee von der Wiese aß. Vermutlich trug die allgemeine Fehlernährung zur Verschlechterung seines Blutes und zur „Wurmbildung“ im Verdauungstrakt bei.

Als seine Mutter mit ihm und Helga wieder ihre Schwester in Moos, dem kleinen Dorf in der Rheinebene, als Mitfahrer mit einem Speditionsfahrzeug besuchten, wurde es Werner sterbensschlecht. Er bekam nach dem fettigen Essen eine Vielzahl von Karfunkeln am Körper, die ungeöffnet erhebliche Schmerzen verursachten. Er litt unter Verdauungsstörungen, die durch eine Verstopfung von Spulwürmern verursacht wurde.

Schließlich war er froh, als seine Mutter mit ihm und seiner Schwester das Dorf Moos wieder verließ.

„Ist Vater in Gefangenschaft geraten, weil er immer noch nicht da ist?“, fragte Werner seine Mutter auf der Rückfahrt im Lieferwagen des be-

freundeten Fuhrunternehmers.

„Wir können nur hoffen, dass er noch lebt“, antwortete seine Mutter mit feuchten Augen.

„Du musst nicht weinen, Mama, ich bin bei dir und Vater wird auch wieder aus dem Krieg zurückkommen“, tröstete er sie.

„Hoffen wir, dass unser Herrgott ihn beschützt hat.“

Plötzlich wurde der Lieferwagen angehalten.

Werner vernahm Stimmen in französischer Sprache.

Das Verdeck wurde hochgeklappt und zwei Soldaten mit Gewehren riefen: „„Allez, allez, vite““ und deuteten ihnen an, dass sie den Wagen sofort verlassen müssen.

„Was ist los, Mama?“, fragte Werner etwas verängstigt.

„Vielleicht suchen sie einen entflohenen Kriegsverbrecher“, erwiderte sie.

Nachdem die Soldaten den Laderaum durchstöbert und die Papiere des Fahrers genau kontrolliert hatten, schien sich ihre Aufregung gelegt zu haben.

Ohne weitere Erklärungen befahlen sie die Weiterfahrt.

„Was wollten die Franzosen?“, fragte seine Mutter den Fahrer des Lieferwagens.

„Ich weiß es nicht. Aber es ging ja noch mal gut. Den geräucherten Schinken, den ich unter meinem Fahrersitz versteckt habe, haben sie nicht gefunden.“

Nach dem Zwischenfall erreichten sie ohne weitere Verzögerung ihre Unterkunft in der Klosterstraße in Hausach.

Am kommenden Tag gab es eine Überraschung. Ein gut verschnürtes Paket wurde von einem Unbekannten für Frau Moser abgegeben. Als Absender waren nur die Buchstaben W.H. zu lesen.

Sie erinnerte sich sofort an Willi Hase, der zusammen mit seinem fanatischen Parteigenossen Herz in Kork nach dem verschwundenen Hugo gesucht und von dem sie immer wieder Lebensmittel erhalten hatte.

Im Paket fand sie eine Hartwurst, eine Büchse Tee, französischen Rotwein, die Sorte, die er ihr schon damals mitgebracht hatte, Kekse und eine Tafel Schweizer Schokolade. Sie empfand es als das größte Geschenk, das sie während der schlimmen Hungerjahre 1945 - 1947 erhielt.

„Hat dich Herr Hase geliebt, Mama“, fragte Werner mit großen Augen.

„Aber nein, er war nur unserer Familie zugeeignet.“

Wo und wie er den Krieg überlebt hatte, wusste sie nicht.

Vielleicht konnte er noch mit einem Vorwand in die Schweiz oder ins Elsass fliehen?

Eines wusste sie mit Sicherheit, dass er ein guter „Mensch“ war, welcher Naziorganisation er auch immer angehört hatte. Vielleicht blieb er auch durch eine Flucht ins Ausland vor der teil-

weise verlogenen „Entnazifizierung“ verschont, die auch nicht ohne Ungerechtigkeiten war. Bereits nach der Besetzung durch den Feind und der Kapitulation am 7./8. Mai 1945 hat sich die Begrüßung von manchen Leuten in der Kleinstadt unerwartet schnell geändert.

Der stramme Hitlergruß, den Herr Josef früher pflegte, ersetzte er jetzt durch ein freundliches „Guten Tag“ oder sogar durch ein „Grüß Gott“, um damit zu zeigen, wie fromm er war.

Die Verwandlung war auch Werner aufgefallen. Frau Schnepf benahm sich auch humaner als früher und gab ihm bereitwillig seinen Tennisball wieder zurück, wenn er beim Spielen versehentlich in ihren Garten fiel.

„Schau, schau, der Weißmüller kann wieder alle Leute grüßen“, rief Opa aus dem Wohnzimmer, aus dessen offenem Fenster er sich gerne hinauslehnte.

Allmählich nervte das Zusammenleben in der Wohnung in der Klosterstraße, doch das Interesse von Opa Moser seinem Enkel Werner, Lebenserfahrungen weiterzugeben, blieb ungeboren.

Er erzählte ihm, mit welcher geschickten Propaganda das Naziregime hintergründig die Gewalt schürte und sprach mit Genugtuung von der Verhaftung von Kriegsverbrechern.

„Wird unser Führer jetzt auch bestraft?“, fragte Werner.

„Er hat sich selbst gerichtet, indem er Selbst-

mord beging. Propagandaminister Goebels hat seine ganze Familie vergiftet. Nur der dicke Göring, der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, und andere Handlanger werden vor dem irdischen Richter in Nürnberg stehen müssen.“

„Haben die feindlichen Soldaten auch die Geheimwaffe des Führers zerstört“, fragte Werner weiter.

„Es sollen angeblich die Raketen in Peenemünde gewesen sein, die auf England abgeschossen wurden. Mehr weiß ich über eine Geheimwaffe auch nicht.“

„Gibt es jetzt keinen Krieg mehr?“

Opa schwieg zu dieser Frage.

„Warum antwortest du nicht?“, bohrte Werner weiter.

„Ich bin kein Hellseher und kann nur hoffen, dass es friedlich bleibt.“

„Also gibt es doch wieder einen Krieg?“

„Es wird immer Kriege und Machtsehnsucht geben, aber mache dir keine Sorgen, die größten Halunken wurden zunächst beseitigt. In Nürnberg, wo die Reichsparteitage abgehalten wurden und wo die gewaltigen Monumente zur Einschüchterung des Volkes errichtet wurden, wird nun der Größenwahnsinn zur Rechenschaft gezogen.“

Werner hatte nun genug gehört. Er kannte seinen Opa, der nun mit einer weiteren Schimpfkanonade fortfahren würde, wenn er ihn nicht geschickt auf eines seiner Hobbys lenken würde.

„Steht das alles in den Bibeln, Opa, die im Wohnzimmer stehen?“

„Nein, Werner, über die heutige Zeit steht Vernünftiges erst später in den Büchern. Bibelsprüche helfen nur Menschen, die auch daran glauben.“

Plötzlich läutete die Haustürglocke.

Ein alter Lokomotivführer, der mit Opa viele Jahre den Schwarzwald rauf und runter gefahren war, lud ihn zu einem Glas Bier ein.

Dazu konnte der Opa nicht „nein“ sagen.

„Kommst du gleich mit, Karl?“, rief sein ehemaliger Kollege ihm im Treppenhaus zu.

„Ja, sofort, Anton“, antwortete sein Opa.

Werner war nun mit seiner Oma wieder allein.

Seine Mutter, die erfahren hatte, dass derjenige, der beim Ausgraben in der Haselwanderstraße mithalf, auch eine Chance hatte, nach der Fertigstellung der Mehrfamilienhäuser, die dort gebaut werden sollten, eine Wohnung zu erhalten, kümmerte sich um Arbeit.

Werner ging mit seinem Tennisball zu ihr und bat sie inständig, nicht so schwer zu arbeiten, damit sie keine Bauchschmerzen mehr bekommen würde.

„Soll ich dir helfen“, fragte er in der Hoffnung, dass sie „nein“ sagen würde, weil er lieber einem Ball nachlief, als irgendwelche Arbeiten zu verrichten.

„Geh du nur zu deinen Spielkameraden, Werner“, sagte sie.

„Heute Abend werden wir wieder zusammen sein können“, fügte sie noch hinzu.
Am Tannenwald warteten schon zwei seiner ebenso ballsüchtigen Mitspieler.
Auf einem Kinderspielplatz im Tannenwald, wo er schon als kleiner Junge von seiner Wohnung am „Hinteren Bahnhof“ spielte, kickten sie seinen geliebten Tennisball hin und her.
Sicherlich ein Kunststück mit Schuhen mit Holzsohlen, wie sie arme Jungens trugen, weil es noch keine Ledersohlen gab.



14. Nachkriegszeit

In den Jahren 1945-47 wurde Werner zu jeder Tageszeit vom schrecklichen Hunger geplagt, der seiner Fantasie keinen Spielraum ließ.
Jeder seiner Sinne war auf das „Organisieren“ ausgerichtet.
Die nahrhafte Schokolade war wieder eine Seltenheit geworden, nachdem sein marokkanischer Freund versetzt worden war.
Von seiner Oma und seinem Opa konnte er nur

wenig Essbares erhalten. Selbst Gemüse, Früchte oder Kartoffeln waren eine Rarität. Was seine Mutter an Lebensmittel für ihre Arbeit erhielt, wurde von Woche zu Woche weniger. „Sind wir die ärmsten Leute, Mama“, fragte er sie eines Abends, als er den letzten Rest seines „Wochenbrot“ aß.

„Nein, Werner. Noch ärmer sind die Leute, die Schmerzen und nichts zum Essen haben.“

„Du hast doch auch oft Bauchschmerzen, Mama.“

„Noch sind sie erträglich. Sie kommen und gehen und ich habe keine Zeit über sie nachzudenken.“

Werner legte seine dünnen Ärmchen um sie. So gab auch er ihr wieder Kraft durchzuhalten und weiterzukämpfen.

Vom Vater gab es auch noch keine Nachricht und Werner sah keinen Funken Hoffnung, dass sich etwas bessern könnte.

Im Herbst 1945, nachdem die Besatzungssoldaten, die in der Volksschule untergebracht waren, Hausach verlassen hatten, begann wieder der Unterricht. Auf dem Schulhof während der Pausen sah er, wie manche Bauernsöhne mit Speck belegte Brote mit ihren Freunden teilten. Werner wurde immer übersehen.

Glücklicherweise gab es später Hilfsorganisationen, die eine Schulspeisung an der Volksschule einrichteten, damit die Schäden einer Unterernährung nicht überhand nahmen.

Allerdings war der Schulbesuch für Werner nichts Aufmunterndes. Ihm fehlten damals jegliche Grundlagen im Schreiben und Rechnen. Kein Lehrer konnte ihn bei dem häufigen Ausfall von Schulstunden in den vergangenen Schuljahren mit neuem Wissen begeistern, weil ihm das vorausgesetzte Wissen fehlte.

So war es ihm auch am liebsten, wenn seine Mitschüler beschlossen, ihrem Lehrer in der Volksschule hinter sinnige Fragen über Sinn und Unsinn des Lebens zu stellen, damit die Schulstunden mit seinen Ausführungen schneller vorbeigingen.

Lernen war für Werner Freiheitsberaubung und wenig nützlich für das alltägliche Leben, wo es an Nahrung mangelte.

Die dunkle Jahreszeit, die sich jetzt über den Schwarzwald legte, wurde erst wieder erträglich, als Schnee fiel und die Schlittenfahrten möglich wurden.

Werner besaß keinen Schlitten und war glücklich, wenn er als Beisitzer am Tannenwald die Waldwege und Abhänge hinunter fahren konnte. Eines Tages erschien eine Bekannte aus Kork in der Klosterstraße bei seinen Großeltern und erzählte, dass die Wohnung in Kork unversehrt geblieben sei.

Weil an den Wänden nur Kreuze und Muttergottes-Bilder und keine Hitler-Bilder hingen, hätte eine französische Offiziersfamilie, die sie bewohnte, sie pfleglich behandelt.

Ein Lichtblick in der Dunkelheit des Winters.
Als Werner nach Hause kam und davon erfuhr,
fragte er sofort: „Warum gehen wir nicht nach
Kork zurück, Mama?“

„Das geht leider nicht, Werner. Ich habe deinem
Vater versprochen, dass wir uns nach dem Krieg
in Hausach treffen, weil er hier seine Arbeit im
Büro wieder aufnehmen kann.“

„Vater war doch kein Nazi, Mama?“

„Nein, natürlich nicht. Er wollte nur im Betrieb
weiterkommen und hat Anfang des Krieges die
Position im Straßburger Werk als Versandleiter
angenommen. Warum fragst du so etwas, Wer-
ner?“

„In der Schule behaupten sie, dass alle Väter,
die nach Straßburg gingen, Nazis waren und
wenn sie aus dem Krieg zurückkommen, entna-
zifiziert werden müssen.“

„Dummes Geschwätz, Werner. Das wichtigste
ist doch, dass dein Vater wieder aus dem Krieg
gesund zurückkommt. Dafür wollen wir beten.“

Als die Wohnungen der Wohnungsbaugesell-
schaft „Neue Heimat“ in der Haselwanderstraße
bezugsfertig wurden, wuchs bei Anna immer
mehr die Gewissheit, dass sie ihre Heimat im
Schwarzwald nicht ein zweites Mal verlassen
würde, zumal auch ihr Mann Karl Anton in Hau-
sach in seiner alten Firm am ehesten eine Be-
schäftigung finden würde.

Sie kam um eine Entscheidung nicht herum.
Irgendwie mussten einige Möbel von Kork nach

Hausach transportiert werden, obwohl sie die damals wichtigen Nahrungsmittel als „Geldersatz“ nicht besaß.“

Sie konnte niemanden mit einem halben Schwein oder mit einem geräucherten Schinken bestechen.

Es war nur das Mitleid, das ein Bekannter aus ihrer Jugendzeit dazu bewegte, ihr zu helfen. Er transportierte die Möbel in einem alten Lastkraftwagen stückweise in die Haselwanderstraße.

Als Werner mit seiner Mutter im Laderaum des Lastkraftwagens mitfahren durfte, um seinen Splitterschatz im Garten auszugraben, dessen Versteck nur er alleine kannte, war er überglücklich.

In Kork angekommen, hörte er einem Gespräch zwischen der in Kork gebliebenen Frau Sager und seiner Mutter zu.

„Die Marokkaner als Vorhut der französischen Soldaten haben sich in den ersten Tagen wie Vandalen benommen. Sie sind den Frauen nachgelaufen und haben sie missbraucht, haben Enten und Gänse gejagt, auf Tauben geschossen und überall im Dorf herumgeballert. Viele Hühner und Schweine, die sie gestohlen haben, sind in den Pfannen der den Marokkanern wohlgesinnten Haushalten gelandet.“

So ähnlich benahmen sie sich auch in Hausach, dachte Werner. Mit Stallhasen hatte er auch ähnliches erlebt, die von einer „soldatenfreundli-

chen“ Mademoiselle zubereitet wurden.

Frau Sager fuhr nach einer kurzen Atempause fort: „Es war Glück, dass in euere Wohnung in der Eisenbahnstraße ein anständiger französischer Offizier mit seiner Frau und Tochter eingezogen war. Dadurch blieb sie im alten Zustand erhalten und wurde nicht von marokkanischen Soldaten verwüstet.“

„Ja, wir haben Glück gehabt und auch dafür gebetet“, antwortete seine Mutter.

Frau Sager sprach noch von Nazis, die ihr „Kleid“ gewendet haben und nun behaupteten, sie seien immer gegen Hitler gewesen und hätten ihre ehrliche Auffassung nur aus Angst verborgen.

Sie sprach von Denunziationen und von einer Verlagerung der Meinung zum eigenen Nutzen. Doch Werner interessierten solche Allgemeinheiten nicht. Er wollte seinen Freund Karl besuchen, um persönliche Dinge zu besprechen.

„Habt ihr noch etwas von Hugo gehört?“, fragte Werner seinen Freund Karl.

„Er soll mit einem Boot über den Rhein nach Frankreich gerudert und so den Nazis entkommen sein.“

„Warum ist er geflohen?“

„Angeblich soll er in seiner Wohnung einem Juden Unterschlupf gewährt haben und wurde wegen dieses Verhaltens von einem Nazi-Spitzel bei der Gestapo angezeigt. Doch im letzten Augenblick muss ihm die Flucht gelungen sein.“

Zurzeit weiß niemand, wo er sich aufhält.“
Nun erzählten sie und lachten über Geschichten von Marokkanern, die versuchten, das Radfahren zu erlernen.

Offensichtlich lag zwischen Kork im Hanauerland und Hausach im Kinzigtal der wesentliche Unterschied darin, dass sie im Flachland die technische Wirkung der Fahrradbremse nicht so gut beherrschen mussten, wie im Tal mit den rechts und links abschüssigen Straßen.

Dann sprachen sie noch über das gefährliche Spiel mit dem Pulver in den Geschossen und Karl erklärte, wie sie bei Artilleriemunition das Geschoss von der Hülse mit einem Hammer gelöst haben, um an die Pulverstäbchen zu gelangen, die angezündet, wie Raketen in der Luft kreisten.

„In Hausach gab es nur kleine Munitionsblättchen, die sich in kleinen Mengen besonders gut zum Anzünden von Holz eigneten“, entgegnete Werner und fügte hinzu: „Ungefährlich war das Lösen der Geschosse bei Munition der zurückgebliebenen Vierlingsflak durch das seitliche Anschlagen an Baumstämme auch nicht. Mancher hat sich dabei verletzt.“

„Fritz hat auch einige Fingerspitzen bei einer Explosion verloren“, warf Karl dazwischen.

„Unser Freund Fritz?“

„Ja, aber es geht ihm jetzt wieder gut.“

Zu einem weiteren Gedankenaustausch zwischen Karl und Werner kam es nicht mehr, weil

der Lastkraftwagenfahrer sie mit den Worten unterbrach: „Los, komm jetzt, quatschen könnt ihr ein anderes Mal. Ich habe heute noch genug andere Arbeit.“

Werner öffnete noch rasch seine ausgegrabene Blechdose und schenkte Karl zur Erinnerung einen großen Splitter.

„Du bekommst eine schöne Glasmurmelt für dich, wenn wir uns wieder sehen“, antwortete Karl.

„Nun komm jetzt endlich, Werner“, mahnte seine Mutter, die bereits auf einer Matratze im Laderaum des Wagens saß.

Das Verlassen des Dorfes mit dem Lastkraftwagen, aus dem sie vor der Besatzung zu Fuß geflohen waren, erschien ihm jetzt problemlos.

Nach einer guten Stunde fuhren sie schon, trotz einiger Umwege, in das Kinzigtal.

Durch ein Loch in der Plane des Wagens blickte Werner sehnsüchtig in Richtung Olsbach, wo er Alma vermutete, die er während der Flucht lieb gewonnen und die ihm einen „schriftlichen“ Kuss zugesandt hatte.

Am liebsten wäre er vom Wagen gesprungen, um sich bei ihr „mündlich“ zu bedanken.

Seine Mutter spürte sein Verlangen und tröstete ihn: „Wenn das Schicksal es will, wirst du sie wieder sehen, Werner.“

„Aber ich will sie jetzt sehen, Mama.“

„Das geht doch nicht. Der Fahrer kann doch keinen weiteren Umweg machen. Vielleicht klappt es ja bei einer der nächsten Fahrten.“

Mit dieser Hoffnung legte Werner seinen Kopf in den Schoß seiner Mutter, die ihm liebevoll durch seine Haare strich.

Die Möbel, die sie nach der Ankunft in der Haselwanderstraße mit Hilfe eines Nachbars in den ersten Stock trugen, bestanden aus festem Holz, waren alt aber unverwüstlich. Die kleinen Transportschäden spielten keine Rolle. Hauptsache war, dass in der neuen, teilweise noch feuchten Wohnung, schon ein Bett mit Matratze und ein Schrank standen.

Opa Moser war erleichtert, als Werner stolz erzählte, dass sie bereits Möbel in ihrer neuen Wohnung hätten.

„Du wirst mich doch auch noch besuchen, wenn ihr umgezogen seid?“, fragte er.

„Ja, Opa“; antwortete Werner.

Geschickt lenkte Werner das Gespräch auf Opas Uhren und meinte beiläufig: Könnten wir mal versuchen, ob eine Uhr auch mit einem Splitter funktioniert?“

„Dazu müssen wir den Bronze-Tannenzapfen von der Kuckucksuhr auf die Küchenwaage legen, um sein Gewicht zu bestimmen. Der Splitter müsste das gleiche Gewicht haben, um die Ganggenauigkeit der Uhr nicht zu verändern.“ Werner ging in das Schlafzimmer, wo er seine Blechdose unter dem Bett versteckt hatte und lief neugierig in die Küche.

„Ein Splitter ist zu leicht. Oma soll dir ein Leinensäckchen nähen, das wir mit einer ausrei-

chenden Anzahl von Splittern füllen können. Wenn das Gewicht stimmt, dann wird auch das Räderwerk der Uhr arbeiten.“

Werner war von dieser erfinderischen Idee begeistert.

Seine Kreativität wurde angeregt. Er wollte den Versuch nicht nur mit einer Kuckucksuhr mit einem Metallräderwerk machen, sondern er schlug vor, auch bei einer völlig aus Holzrädern bestehenden Uhr den als Gewicht dranhängenden Stein durch einen Splittersack zu ersetzen. Opa willigte ein, als er sah, wie seine Augen leuchteten.

Er erklärte ihm viele Details und sprach von der „Unruhe“, die sich in der Uhr befindet.

„Ist die Unruhe das Herz der Uhr?“

„So könnte man es ausdrücken. Jeder Pendelschlag, der durch das Gewicht des Splittersackes erfolgt, ist mit dem Zusammenziehen und Ausdehnen des Herzmuskels vergleichbar. Ohne Gewicht und ohne Anziehungskraft der Erde läuft nichts.“

Werner hörte das erste Mal von physikalischen Gesetzen, denen auch er unterliegt.

Das Gespräch hielt an, bis Oma einige Splittersäckchen unterschiedlicher Größe brachte und der Austausch der Gewichte möglich war.

„Darf ich die Säckchen an die Uhren hängen, Opa?“

„Ja, aber aufziehen musst du die Uhren selber.“

„Gerne, Opa.“

„Aber immer nur an den Kettchen ziehen, an denen keine Säckchen hängen.“

Als seine Mutter abends vom Bauer zurückkam, hatte Werner bereits in der Metzgerei „Wurstsuppe“ organisiert. Die Brühe, in denen das Fleisch und die Würste beim Metzger gekocht wurden, war eine Köstlichkeit.

Als er darin noch einen Wurstrest fand, erzählte er überschwänglich von der Verwertung seines Splitterschatzes bei Opas Uhren.

„Daran hätte ich nicht gedacht, Werner“, lobte sie ihn und belebte so sein Interesse an technischen Dingen, die weniger gefährlich waren, als das Hantieren mit Munition.

In der kommenden Nacht bekam seine Mutter wieder so schlimme Bauchschmerzen, dass Werner für sie ein „Gegrüßt seist du Maria“ betete.

„Versprichst du mir, dass du nicht mehr soviel arbeitest“, sagte er ihr.

„Ich will es versuchen, Werner, aber jetzt musst du schlafen.“

Werner wusste nichts von einer vorausgegangenen Unterleibsoperation, der sie sich 1943 während eines Klinikaufenthalt in Kehl unterziehen musste.

Damals hatte ihm sein Vater erzählt, dass sie eine Kur zur Erhaltung ihrer Gesundheit mache würde.

Was am nächsten Tag geschah, schien seine Mutter jeden Schmerz vergessen zu lassen.

Am frühen Morgen ertönte die Haustürklingel.
„Schau nach, Werner, wer draußen ist. Opa und
Oma sind bestimmt noch nicht aufgestanden“,
bat sie.

Ein abgemagerter Mann in alter Kleidung stand
vor ihm.

„Papa!“, rief Werner übergücklich und umarmte
ihn.

„Bist du groß geworden, Werner. Wo ist Mama
und Helga?“, fragte er.

„Im Schlafzimmer.“

Auch Werner kamen die Tränen, als er sah, wie
Mama, Papa und Helga sich in den Armen lagen
und vor Glück weinten.

Er ließ sie allein und klopfte laut an die Schlaf-
zimmertür seiner Großeltern.

„Papa ist zurück!“, rief er aufgeregt.

Einige Stunden später erzählte sein Vater, wie
es ihm im Krieg ergangen war, wie ihm ein Ka-
merad das Leben gerettet hatte, indem er ihn
festgehalten hatte, als er dem Feind über eine
Brücke befehlsgemäß entgegengehen sollte.
Wie er aus der Gefangenschaft floh und von
Bayern bis Hausach sich zu Fuß durchgeschla-
gen hatte.

„Aber der Feind hat dich nicht getroffen, weil du
so schlank bist“, warf Werner dazwischen.

„Vielleicht, Werner“, erwiderte er lachend.

„Jetzt muss sich Papa erst einmal ausruhen“,
sagte die Mutter.

Sie ging mit ihm in das Schlafzimmer zurück, um

ihm ein weiches, bequemes Bett herzurichten, das er während seiner Flucht solange entbehren musste.

Es war ein guter Zeitpunkt für seine Rückkehr. Die Wohnung in der Haselwanderstraße war inzwischen bis auf weniger wichtiges Mobiliar mit Betten und einem Schrank für die Eltern und Kinder ausgestattet.

„Komm, Werner, wir wollen nach den Splitter-säckchen an den Uhren sehen. Ich bin gespannt, ob die Uhren noch richtig gehen“, sagte sein Opa.

Werner war begeistert, als sie bei einem Uhrenvergleich keine nennenswerte Zeitverschiebung untereinander auswiesen.

„Das Gewicht stimmt“, meinte auch sein Opa zufrieden.

„Du hast die Splitter auf der Küchenwaage genau abgewogen, Werner.“

An dem Tag der Rückkehr seines Vaters und dem gelungenen Uhrenversuch war Werner euphorisch, dass er das Glück mit in die Schule nahm.

Jedem seiner Schulkameraden erzählte er von der Rückkehr seines Vaters und empfand kritische Äußerungen zur Entnazifizierung lächerlich.

Er wusste, dass sein Vater kein Nazi war, wenn er auch öffentlich keinen Widerstand gegen das Regime gezeigt hatte.

Die französischen Soldaten in ihren Uniformen

wurden im Städtchen seltener und die Funktionen der Stadtverwaltung wurde immer mehr an Menschen mit „weißen Westen“ übertragen und die französische Besatzung verlor allmählich ihren Schrecken.

Werner wusste nicht, dass die französische Kreiskommandantur in Wolfach trotz aller Kriegsverbrechen „deutschfreundlich“ war und schon kurz nach Kriegsende versuchte, ein gutes deutsch-französisches Verhältnis aufzubauen.

Ihn interessierten die Briefmarken der französischen Zone und vor allem die Schulspeisung, die bereits nach Wiederaufnahme des Schulbetriebes 1946/47 eingerichtet wurde.

Allerdings reichte diese wichtige Hilfe bei weitem nicht aus, um die Zunahme an Infektionskrankheiten, wie Diphtherie und Tuberkulose zu verhindern und die ausgemergelten Körper lebendiger Jungen aufzubauen.

Jedes kleine Brotstückchen war wertvoll.

Wenn ihm seine Mutter erlaubte, ein Leberwurstbrot zu streichen, war dies der höchste Genuss für ihn.

Eines Tages erinnerte er sich an die von ihm im Wald vergrabene Kleinkalibermunition und wollte sie holen. Sie blieb auf unerklärliche Weise verschwunden.

Vielleicht hatte sie ein Holz- oder Tannenzapfensammler gefunden, weil der Wald das Brennstoffreservoir für die damalige Holzfeuerung war.

Er fand sich mit dem Verlust rasch ab, da die Rückkehr seines Vaters für ihn eine unvergleichlich höhere Bedeutung besaß.

Für seinen Vater gab es hingegen in den kommenden Tagen eine Enttäuschung, die er nicht so leicht verkräftete.

Seine Versetzung nach Straßburg wurde ihm als Naziverbundenheit ausgelegt. Deshalb erhielt er seine alte Position nicht mehr und musste als Pförtner arbeiten und täglich diejenigen höflich grüßen, deren Vorgesetzter er früher war.

„Das Rad dreht sich weiter, Karl Anton“, tröstete ihn seine Frau, als er von der Diskriminierung seiner Person erzählte.

„Deine kaufmännischen Erfahrungen im Versand wird der Betrieb auch wieder brauchen. Wenn du glaubst, es geht nicht mehr, kommt irgendwo ein Lichtlein her.“

„Bist du sicher, Anna?“

„In Kork habe ich auch nicht damit gerechnet, dass Willi Hase uns mit Lebensmittel versorgt.“

„Wer ist Willi Hase?“, fragte er und wurde etwas nachdenklich.

„Genau weiß ich das auch nicht. Er und sein Kollege Herz waren vermutlich von der Gestapo und hatten den Auftrag Hugo Nathan zu verhaften. Du erinnerst dich sicherlich noch an den Gelegenheitsarbeiter Hugo, der in den Jahren 42/43 mir öfters bei Gartenarbeiten geholfen hat.“

„Ja, natürlich Anna.“

„Schon beim ersten Besuch der Beiden, fiel mir auf, dass Willi Hase kein großes Interesse daran hatte, ihn zu finden. Doch vor seinem fanatischen Begleiter Herz musste er sein Gesicht wahren. Später entschuldigte er sich für seinen Verdacht, Hugo könnte sich in unserer Wohnung versteckt haben und brachte uns immer wieder Lebensmittel.“

„Wie hieß er?“

„Willi Hase.“

„Hase, Hase“, wiederholte er zweimal. „Wie sah er denn aus?“

„Etwa deine Größe, nur dunkles schwarzes Haar.“

„Hatte er auch einen kleinen Schmiss an der Wange?“

„Schmiss?“

„Ja, eine Verletzung.“

„Ich glaube, ja.“

„Dann war es sicher der Willi Hase den ich kenne.“

„Du kennst ihn? Wusste er, dass du in Kork wohnst?“

„Ich habe ihn bei einer KdF-Fahrt nach Norwegen an einem feuchtfröhlichen Abend kennen gelernt und ihm erzählt dass ich als Versandleiter in das Werk nach Straßburg muss und versuchen wollte, rechts des Rheines in Kork eine Wohnung zu finden. Vielleicht hat er mich auch auf unserem Hochzeitsbild erkannt, das auf dem Wohnzimmerschrank stand.“

„Du meinst, er könnte uns während deiner Abwesenheit aus Freundschaft geholfen haben?“

„Ja, bestimmt.“

„Er hat auch nach dem Krieg ein Päckchen nach Hausach geschickt.“

„So, dann hat er wie ein wirklicher Freund gehandelt.“

Als sie später von der Klosterstraße in die Haselwanderstraße umgezogen waren, glaubte Werner, dass ein neues Leben beginnen würde.

Von dort ging er gerne in den Tannenwald.

Die im Wind rauschenden Wälder weckten bei ihm schon mit dreizehn Jahren den Sinn für die Romantik des Schwarzwaldes.

Seine Mutter wurde indessen immer häufiger von Unterleibsschmerzen geplagt.

Manchmal war es so schlimm, dass sie vor Schmerzen weinte.

„Du musst nicht weinen, Mama“, tröstete er sie und saß lange an ihrem Bett, wenn sein Vater tagsüber bei der Arbeit war.

Die medizinische Versorgung mit Medikamenten war unzureichend und schmerzstillende Spritzen, die ihr der Arzt verordnet hatte, besaßen keine dauerhafte Wirkung.

„Mache dir keine Sorgen, Werner. Die Schmerzen vergehen wieder“, antwortete sie.

Werner konnte nicht mehr so recht daran glauben.

Der Arzt kam immer häufiger in die Haselwanderstraße. Eines Tages schlug er vor, dass sich

seine Mutter in Tübingen, in der damals angeblich besten Klinik, ein Geschwür entfernen lassen sollte, das sich im Unterleib ausgebreitet hatte.

Auch Werner hoffte, dass sie danach von den Schmerzen befreit sein würde.

Doch sie quälten seine Mutter Tag und Nacht und hörten nicht auf.

Werner wurde von schlimmen Vorahnungen geplagt und suchte Zuflucht beim Gebet in der Kirche.

Wenn jemand seiner Mutter noch helfen konnte, dann war es Jesus oder die von seiner Mutter immer sehr verehrte Mutter Gottes, dachte er.

„Werner komme doch zu mir“, sagte der katholische Stadtpfarrer nach der Abendandacht.

Der Pfarrer besaß hohes Einfühlungsvermögen und gab ihm ein Stück Hoffnung zurück.

Er kündigte ihm auch an, dass er ihr morgen die heilige Hostie reichen würde, die schon so manches Wunder bewirkt hätte.

Als Werner den Pfarrer im Ornat mit zwei Ministranten am Tag danach in die Wohnung kommen sah, kniete er vor der Hostie nieder und bat inständig um eine Besserung für seine geliebte Mutter, mit der er in den gefährlichen Situationen in den vergangenen Jahren oft gebetet hatte.

Er schwänzte die kommenden Tage die Schule und blieb in ihrer Nähe.

Der Arzt versuchte, ihre Körperfunktionen auf-

recht zu erhalten und gab ihr zusammen mit seinem Vater Hilfestellung so gut es ging. Krankenpflege jeglicher Art wurde 1947 in der Wohnung durchgeführt, da es keine andere Möglichkeit gab.

Werner durfte nicht dabei sein, obwohl er so gerne seiner Mutter geholfen hätte.

Am 15.8.1947, am Tag von Maria Himmelfahrt, befand er sich in der Küche. Es war kurz vor der morgendlichen 9 Uhr Messe, als er eine Fliege beobachtete, die den Weg durch den Spalt nach draußen nicht fand.

Bleibt sie hier, dann bleibt auch die Seele meiner Mutter hier, dachte er.

Die Fliege fand den Weg nach draußen.

Als Werner vom Hochamt mit seiner Schwester nach Hause zurückkam, wurde er an das Bett seiner Mutter geführt.

Es schien, als ob sie auf ihn gewartet hatte.

Ihre dunkelbraunen Augen erschienen ihm wie Murmeln in ihrem blassen Gesicht.

Sie schaute ihn an.

Werner konnte nicht mehr weinen.

Es war ihr letzter vertrauter Blick. Dann drückte der Arzt ihre Augenlider nach unten.

Werner verließ das Totenbett, lief auf die Straße und dachte, die ganze Stadt würde mit ihm trauern.

„Warum hast du mir meine Mama genommen, lieber Gott?“, sagte er immer wieder. Aber wer sollte im antworten?

Alle Leute benahmen sich so, als wäre nichts geschehen.

Niemand sah sein Leid.

Die Menschen auf der Straße gingen teilnahmslos und gleichgültig an ihm vorbei.

Für Werner unbegreiflich, aber wer konnte auch mit ihm mitfühlen, wenn niemand etwas davon wusste.

Seine Mutter wurde im kleinen Wohnzimmer aufgebahrt und lag für jedermann sichtbar in einem mit Blumen geschmückten Sarg.

Für Werner waren es schreckliche Tage, doch was blieb ihm anderes übrig, als sie mit Trauer zu überstehen.

Sein Vater half ihm mit Trost und erklärte ihm, dass es bei der schweren Krankheit besser für seine Mutter gewesen ist, dass der liebe Gott sie zu sich genommen hat.

Am dritten Tag fand die Beerdigung statt und Onkel Alois ließ als Dank für ihre Hilfe im Krieg, die Worte auf ein Holzkreuz anbringen. „Wer Liebe sät, wird Liebe ernten.“

Immer wieder besuchte er das Grab seiner Mutter auf dem Friedhof.

Es dauerte einige Zeit bis Werner sich wieder um seine Splitter bei seinem Opa in der Klosterstraße kümmerte.

„Mit deinen Splittersäckchen gehen die Uhren einwandfrei“, munterte er ihn auf. „Wir lassen sie dort hängen, bis du wiederkommst.“

„Danke, Opa“, antwortete er.

Eilig verließ er die Wohnung, weil Erinnerungen an seine Mutter Tränen in seine Augen trieben, die er ihm nicht zeigen wollte.



15. Neubeginn

Die Ernährung blieb weiterhin kritisch. Erst später nach der Währungsreform am 20./21. Juni 1948, wo die Neuordnung des Geldwesens geregelt wurde, waren viele Waren wieder in den Geschäften erhältlich.

Bis dahin war Werner noch auf das „Organisieren“ angewiesen.

Fische mit der Hand fangen, Wurstsuppe holen usw..

So half er mit, dass sein Vater und er in der Haselwanderstraße einigermaßen durch die Hungerjahre kamen.

Ein Glück, dass sich Helga nach der Beerdigung seiner Mutter zeitweise bei der Verwandtschaft im Moos aufhalten konnte.

Werner war so abgemagert, dass er wegen Unterernährung in ein Kindererholungsheim in den

Hochschwarzwald geschickt wurde.

„Haus Luginsland im Schwarzenwald ist mein schönster Aufenthalt“, schrieb er später auf ein Stück Toilettenpapier in seinem Schlafsaal. Eine deutliche Gewichtszunahme der kleinen Gäste gehörte zum guten Ruf eines Erholungsheimes.

Deshalb war auch der tägliche Mittagsschlaf Pflicht, die jedem lebendigen Jungen sehr schwer fiel.

Werner konnte sich mit dieser angeordneten Ruhezeit überhaupt nicht anfreunden. Er organisierte sich Toilettenpapier und einen Bleistift und schrieb im Bett Verse, die keinerlei realen Erlebnisbezug besaßen.

Er schrieb über Schmerz und vom Küssen und Kosen und dachte an Alma in Ohlsbach und erregte durch seine Unruhe die Aufmerksamkeit einer jungen weiblichen Hilfskraft, die für die Mittagsruhe zuständig war.

„Zeig, was hast du da?“, befahl sie energisch, als sie unerwartet ins Zimmer kam und er das Papier schnell unter dem Kopfkissen verstecken wollte.

„Nur Papier, Schwester.“

„Und was hast du darauf geschrieben?“

„Nichts, Schwester“, log er.

„Los, gib es her und lüge nicht.“

Sie dachte zunächst an eine Beschwerde. Nach dem Lesen einiger Verse über Liebe und Schmerz änderte sich ihr Gesichtsausdruck. Sie

drehte sich um und schmunzelte heimlich.

„Hast du eine Freundin“, flüsterte sie, da die übrigen schlafenden Jungens nicht gestört werden durften.

Werner zögerte und hauchte dann: „Ja, Schwester.“

„Du erzählst mir heute Abend von ihr“, flüsterte sie und verließ den Schlafsaal.

Schwester Olga war hübsch und knapp 20 Jahre alt und neugierig, was ein 13-jähriger Junge in Sachen Liebe schon erlebt haben könnte.

„Alma wohnt jetzt mit ihrem Vater in Olsbach. Wir haben sie auf der Flucht von Kork nach Hausach getroffen. Sie gab mir zum Abschied einen Kuss“, erzählte er aufgeregt.

„Du warst nicht alleine mit ihr, als sie dich küsste?“

„Nein, meine Mama war dabei, die jetzt tot ist“, antwortete er mit einem traurigen Gesichtsausdruck.

„Tot?“

„Ja, sie ist vor einigen Monaten an großen Schmerzen gestorben.“

Schwester Olga empfand Mitleid und lenkte das Gespräch sofort wieder auf Alma.

„War Alma ein hübsches Mädchen?“

„Sie hatte wunderschöne Augen wie Murmeln, wie meine Mama“, schwärmte er. „Und ein bisschen auch wie sie, Schwester“, fügte er hinzu. Olga war seit diesem kurzen Gespräch wie umgewandelt.

Sie legte heimlich in Abwesenheit der übrigen Jungen ein Schreibheft mit einem Bleistift unter sein Kopfkissen.

Nun verband die Beiden ein Geheimnis, das die Phantasie von Werner beflügelte.

Er schrieb fast jeden Tag ein Gedicht, wobei er die Schönheit der Wälder, Wiesen und Seen, an denen sie tagsüber vorbeiwanderten gierig in sich aufnahm und in Versform wiedergab.

Die Angst und Schrecken des Krieges und das Leid um den Tod seiner Mutter verflachten immer mehr und wurden in seinen Gedichten durch erdachte Vorstellungen über eine romantische Liebe überdeckt.

Er schrieb vom Röslein, das ihm begegnete, vom rötlichen Licht der Abendsonne, vom blauen Himmel und den leuchtenden Sternen über den dunklen Tannen.

Olga war froh, dass er zu seiner körperlichen Erholung auch eine geistige Erneuerung erlebte. Seine emotionalen Gedichte brachten auch sie zum Nachdenken.

In 4 Wochen im Kinderheim „Luginsland“ schrieb Werner mehr als fünfzehn Gedichte, die Olga sammelte, um den „jungen Dichter“ bei ihren Vorgesetzten bekannt zu machen.

Zur Abschiedsfeier wurden sie von ihr in einem Bändchen zusammengefasst, nachdem sie zuvor die Zeichensetzung und die Rechtschreibung verbessert hatte.

Mit viel Lob wurden seine „Werke“ einem hohen

Gast überreicht.

Sie sollten auch dazu beitragen und zeigen, wie erfolgreich das Haus Luginsland arbeitete und dass die zur Verfügung gestellten Geldmittel gerechtfertigt waren.

Für Werner begann ein neues Leben, in dem er die schönen Dinge und die Natur immer mehr in sich aufnahm.

Geholfen haben ihm dabei auch die Pfadfinderlieder, die bei Wanderungen oder bei einem Lagerfeuer gesungen wurden.

Seine Gewichtszunahme betrug nach 4 Wochen etwa 3 Kilogramm.

Als er sich von Olga im Bahnhof von Altglashütten verabschiedete, steckte er ihr heimlich einen schönen Splitter zu, den er in seiner Tasche versteckt hatte.

„Danke, Werner. Viel Erfolg“, rief sie ihm lachend nach, als die Räder am Dampfzug Richtung Titisee zu rollen begannen.

Dieses Mal sollen sie nicht für den Sieg sondern für Werners Freiheit und Erfolg rollen, dachte sie, als der Zug hinter einer Kurve verschwand.



16. Zusammenfassung

Werner Moser wurde am 9.1.1934 in Hausach im Kinzigtal geboren. Bereits 1941 wurde sein Vater nach Straßburg versetzt und die Familie mit der zweijährigen Tochter Helga zog nach Kork, einem Bauerndorf unweit der Grenzstadt Kehl.

Das drohende Gespenst des Krieges zeigte bis zu seinem Umzug noch keine klaren Umrisse. Zwar flogen hie und da Flugzeuge über die Wohnung in seiner Geburtsstadt oder er hörte Gespräche über Adolf Hitler und Vergeltungsschlägen der Wehrmacht. Doch die eigenen Erlebnisse im nahen Umfeld waren für ihn noch dominierend.

Er war stolz auf den großen Hausacher Bahnhof mit seinen vielen bunten Lichtern, freute sich, wenn die „Großen“ ihn zum Spielen oder zum Schlittenfahren mitnahmen, war traurig, wenn das Wetter schlecht war und er die Wohnung nicht verlassen konnte.

In Kork erlebte er als 7- bis 10-Jähriger einige Kriegsjahre und wurde von der raffinierten Propaganda aus dem Radio geprägt.

Er erfuhr nur Positives von den Überfällen der Deutschen auf Österreich, Tschechei, Polen, Dänemark, Norwegen, Belgien, Luxemburg, Niederlande und andere Länder.

Es wurde immer nur von Siegen deutscher Truppen in Polen, Jugoslawien oder Griechen-

land und überwiegend von den bereits seit 1941 in der Sowjetunion kämpfenden Soldaten berichtet.

Von den menschenunwürdigen Aktionen der Euthanasie, der Verfolgung der Sinti und Roma und der grausamen Judenverfolgung in Deutschland und den besetzten Gebieten wusste er nichts.

Es gab damals auch nur wenige Erwachsene, die sich dem Hitlermythos auf Dauer entziehen konnten.

Schließlich besaß Hitler als Reichskanzler, Reichspräsident und Führer der Staatspartei absolute Führergewalt, mit der er sich allen gesetzlichen Normen entziehen konnte.

Werner war 1944 zehn Jahre alt und hatte das Glück, gerade noch dem deutschen Jungvolk in der Hitlerjugend, mit seinen Wehrabenden, Abenteuerfahrten usw. zu entgehen, in die die Jungens von 10 - 14 Jahre eingegliedert wurden.

Zwar wurde er bereits als Pimpf mit einer Uniform mit Halstuch, Lederknopf und Gürtel ausgestattet, mit der er 1943/44 stolz durch das Dorf ging.

Auch hörte er oft genug das Lied: „Unsere Fahne flattert uns voran ...“ und ab und zu die Schlagworte: „Gefolgstreue, Kameradschaft, Pflichterfüllung und Gehorsam, die zur Ideologie des neuen Menschen gehörten.

Werner konnte weder als „Kindersoldat“ beim

Volkssturm mit einer Panzerfaust dem Feind in den Rücken fallen, noch war er vollwertiges Mitglied des deutschen Jungvolkes.

Sein Geburtsjahr 1934 hat ihn davor bewahrt. Während eine Vielzahl Geschichten, Filme und Dokumentationen über Fronterlebnisse, Verfolgungen usw. berichten, hat Werner das Kriegsende in Deutschland, die Flucht in seine Geburtsstadt, die Angriffe der Tiefflieger, die Begegnung mit französischen Soldaten, die Hungerjahre 1945 - 1947 mit den Illusionen seiner Jugend anders erlebt, als viele an den Fronten kämpfende Soldaten.

Seine Geschichte endet 1948 als die wirtschaftliche Lage sich besonders nach der Währungsreform wieder besserte und der Wunsch nach Freiheit, Leichtigkeit und Fröhlichkeit bei den Deutschen erwachte.



III. Die Jahre danach

Die technologische Weiterentwicklung, die bereits während des Krieges stattgefunden hat, war nur der Anfang einer rasanten allgemeinen Veränderung der „Produkte“, um auch den Nachholbedarf im alltäglichen Nachkriegsleben zu befriedigen.

Bereits zu Beginn des Krieges wurde eine röhrenbestückte Neuheit, ein Radiogerät als Volksempfänger, zu Propagandazwecken in den Haushalten eingesetzt, damit der einzige „richtige“ Willen der neuen Staatsmacht unter Adolf Hitler und die Erfolge der Wehrmacht bis in die letzten Winkel von Deutschland verbreitet werden konnten. Heute ist die Röhrentechnologie längst überholt und durch eine Vielzahl von integrierten Schaltungen ersetzt, die in Radios, Fernsehgeräten, Computern, Handys und vielen anderen Geräten eingebaut wurden, um die vielfältigen Meinungen in einer Demokratie

auch außerhalb der Wohnungen bekanntzumachen.

Dabei ist das Bedürfnis nach einer bequemeren Bedienung bei neuen Produkten weiter berücksichtigt worden.

Neben einer „elektronischen Verkleinerungsrevolution“ von Bauelementen gab es aufbauend auf der Grundlagenforschung bereits in Kriegszeiten eine „Waffenverbesserung“, die in erster Linie die Effektivität der Waffen im Wasser, Luft und Land zum Ziel hatte.

Nach 1945 folgten weitere „technische Revolutionen“: „die atomare Revolution“, die „Laserrevolution“, die „Kunststoffrevolution“ usw., deren Erkenntnisse bei zahllosen Verbesserungen in die Produktherstellung einfließen.

Wer - wie ich - vor 1945 geboren wurde, zählt zu den Menschen, die sich in ihrer Lebenszeit einer technologischen Entwicklung mit ständigen Produktveränderungen anpassen mussten, wie keine an-

deren Generationen zuvor.

Der in den dreißiger Jahren noch weitverbreitete Plumpsklo wurde durch modernere Ausführungen mit integrierten Wasserspülungen ersetzt. Das Toilettenpapier wurde geschmeidiger und eine Vielzahl von Bürsten und Reinigungsmitteln zur Beseitigung von Unsauberkeiten wurden erfunden.

Die in der Nachkriegszeit noch als Hausfrauen arbeitenden Ehefrauen, welche nach der „beruflichen Emanzipation der Frauen“ übriggeblieben sind, kennen das Waschbrett nicht mehr und lassen sich mit programmierten Waschmaschinen die körperliche Arbeit abnehmen.

Die Mikrowelle oder der moderne Elektroherd mit Backofen bringen weitere Entlastungen. Staubsauger oder Staubroboter gehen den Ehemännern zur Hand, die im Ruhestand im Haushalt von ihren Ehefrauen zur Mitarbeit aufgefordert werden. Die Kinder werden abwechselnd von

Männer und Frauen gewickelt und die Hausarbeit wird aufgeteilt.

Die Beschäftigten in den Büros arbeiten seit Jahren nicht mehr mit mechanischen Schreibmaschinen oder einem geruchsbehafteten Spiritus - Vervielfältigungsgerät. Die Geräte wurden durch Computer oder programmgesteuerte Farbkopiergeräte ersetzt. Die Online-Kommunikation von Sachbearbeiter zu Sachbearbeiter machte schließlich viele Schreibkräfte überflüssig.

Nach 1945 überfluteten kriegsbedingte „Flüchtlingswellen“ aus den Ostgebieten die traditionsbeladenen Städte und Dörfer in Westdeutschland und brachten viele neue Ideen mit sich.

Eine „Fresswelle“ erfasste nach vorangegangener Hungersnot in den Jahren 1945-1947 die Deutschen. Zu einer zunehmenden Verbesserung der Güterversorgung aller Art kam es nach der Währungsreform 1948 sowie nach einer „Kunststoff-

revolution“.

Bald schwappte auch eine „Autowelle“ mit einfachen Kleinwagen über das Land. Mit einer ersten „Zuzugswelle“ von Gastarbeitern, bestehend aus Italiener und Jugoslawen, wurde der Speisezettel mit den Nahrungsmitteln aus Ihren Ländern bereichert. Es kam zu einer „Edelfresswelle“, der auch bald eine „Reisewelle“ nachfolgte, die mit geschickter Werbung angeheizt wurde und ansteckend wirkte. Die Globalisierung griff immer mehr um sich. Viele Zuwanderer mit ihren Familien kamen aus Not oder Arbeitslosigkeit zu uns nach Deutschland und brachten ebenfalls ihre von Tradition geprägten Vorstellungen mit. Heutzutage kann man diese Zuwanderung als „überlebens- oder nutzenbezogene Zuwanderung“ bezeichnen, die durch die schnellen Verkehrsmittel die Menschen vieler Nationen bei ihrer Flucht oder Arbeitssuche immer mehr zusammen bringt.

Für viele, die vor dem zweiten Weltkrieg geboren wurde, war ein Flug nach New York in wenigen Stunden undenkbar, wie dies heute mit schnellen Düsenmaschinen möglich ist. Thailand als Urlaubsparadies kannte kaum jemand und vom Tod vieler Menschen, die durch Überflutungen, Erdbeben, Kriege oder Unfällen umkommen, wird heutzutage sekunden-schnell in den Medien berichtet. Zusätzlich werden über Telefone, Fernschreiber oder die elektronische Post (e-Mail) die Neuigkeiten blitzschnell über Satteliten in die entferntesten Winkeln dieser Erde gebracht.

Auch eine "Pille" sorgte für die Änderung von moralischen Wertvorstellungen, die eine gesteuerte Ausübung von körperlicher „Liebe“ und eine Familienplanung ermöglichte. Das Heiraten von Gleichgeschlechtlichen, das Auftreten neuer Krankheiten bei ungeschütztem Geschlechtsverkehr förderte die Anwendung

von Verhütungsmitteln. Kurz: das Alltagsleben sowie die Moral haben sich durch allerlei Einflüsse immer mehr von jenem Zustand entfernt, der vor 1945 herrschte.

Wenn ich abschließend noch eine Prognose für die Zukunft wagen darf, erfolgt diese wesentlich auf der Grundlage einer „digitalen Revolution“, die um 1970 seinen Anfang nahm. Ich gehe davon aus, dass am Ende des 21. Jahrhunderts jeder Mensch im Internet erfasst, von Google durchleuchtet und mit Navigationsgeräten zu Hause, im Auto oder auf der Straße auffindbar sein wird. Die Zusammenfassung von digitalen Daten aus den Netzen, in die bedenkenlos oft ohne Passworte viele persönliche Daten eingegeben werden, dürfte in Zukunft im großen Stil möglich werden. So könnte danach jedem Menschen eine Identifikations-Nummer angeheftet werden, die sich der Anzahl der Menschen auf diesem Globus an-

passt. Der 8 Milliardste Mensch würde dann die Nummer 8.000.000.000 erhalten. So hätte man einem am 31. Oktober 2011 geborenen Menschen die Nummer 7.000.000.000 erteilen können.

Mir müsste man schätzungsweise die Nummer 2.200.000.000 verpassen.

Inwieweit die Anzahl der Menschen von technologischen Entwicklungen und moralischen Veränderungen in Zukunft bestimmt wird, wage ich nicht zu prognostizieren. Weitere fortschritt- oder wachstumsbringenden Revolutionen, Wellen oder Trends (Hygieneverbesserung, weltweiter Warenverkehr, biologische Reinhaltung von natürlichen Lebensmitteln, dezentrale atomfreie Energiegewinnung durch Sonne und Wind usw.) werden auch in Zukunft über die Staaten dieser Welt hinweg rollen und viele neue „Produkte“ schaffen, wenn sie nicht durch Fanatismus, Intoleranz oder neue „Auseinandersetzungen“ daran gehindert wer-

den.

Eines ist sicher: die Veränderungen / Entwicklungen auf vielen Gebieten haben unsere Verweildauer auf dieser Erde in der Vergangenheit verlängert und werden auch in Zukunft dazu beitragen, dass die heute geborenen Menschen mit 90 oder gar 100 Jahren Lebenszeit rechnen können.

Im Nachhinein betrachtet, bin ich froh, dass ich in einer Zeit leben durfte, als Menschen auf dem Mond landeten und viele erstaunliche gute aber auch schlechte Dinge vollbracht haben, die ich glücklicherweise überlebt habe. Auf eine zukünftige Urlaubsreise ins All mit einem kurzfristigen Aufenthalt außerhalb der Schwerkraft der Erde verzichte ich gerne. Mir reicht es, wenn ich nach einem bewegten Leben noch einige Jahre mit meiner Frau in einer schönen und friedlichen Welt bleiben darf.

Ihnen, liebe Leser, wünsche ich, dass ich

Sie mit meiner Erzählung aus meiner Jugendzeit zum „Vergleichen“ mit Ihrem Leben anregen konnte.



*Die Dinge sind nur eine zeitlang schön,
die Häuser, Täler, Berge und Höh'n.
Wie lange die Mücken
im Strahl der Sonne tanzen,
weiß nur der Wind,
der die Wolken und den Regen bringt.*



